Nr. 6. Monatlich vier Nummern. Berlin, 6. Februar 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Maria Herzogin von Aosta, Königin von Spanien** (mit Porträt). — **Der Stern des Ostens.** Novelle von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — **Kaffee.** — **Der Pelz,** von J. M. von Gayette-Georgens. (Schluß.) — **Meine Tochter.** — **Guten Appetit!** — **Düveke,** von Ludovica Hesekiel (mit Illustration von Ludwig Löffler). — **Muttersöhnchen,** von O. Oldenberg. — **Die Namen der Wochentage,** von Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld. — **Lied,** von H. Truhn. — **Auflösung des Räthsels** Seite 40. — **Räthsel.** — **Correspondenz.**

Maria Herzogin von Aosta, Königin von Spanien.

Bereits im October 1868 brachten die Daily News, in einem Briefe ihres Correspondenten in Florenz, die Nachricht, daß zwischen dem Könige Victor Emanuel und Marschall Prim wegen der Erhebung eines italienischen Prinzen auf den spanischen Thron verhandelt werde. Damals war der Kronprinz Humbert erst wenige Monate verheirathet; im Fall seines plötzlichen Ablebens also würde der Herzog von Aosta der einzige Thronerbe gewesen sein. Ihn wünschte der königliche Vater auf Spaniens Thron zu sehen, aber der Prinz zögerte, ein stilles Familienglück für den sturmumrauschten Königssitz hinzugeben. Seine Gemahlin rieth ebenfalls, die Bewerbung abzulehnen. Man sagt, Victor Emanuel sei darüber sehr verstimmt, und die Folge ein kleiner vorübergehender Familienzwist im Palast Pitti gewesen. Nach der verhängnißvollen Candidatur des Prinzen Hohenzollern kam diejenige des Herzogs von Aosta abermals in Vorschlag, und wurde derselbe von Spaniens Volksvertretung mit einer Majorität von 71 gewählt. Eine Deputation spanischer Würdenträger begab sich von Madrid nach Florenz und bot dem Erwählten die Krone dar, die er nunmehr annahm.

Der König von Spanien, Amadeus Herzog von Aosta, wurde geboren am 30. Mai 1845; er vermählte sich am 30. Mai 1867 mit Prinzessin Maria Victoria Charlotte Henriette Johanna, geb. am 9. August 1847, des Fürsten Carl Emanuel dal Pozzo della Cisterna und dessen Gemahlin Luise Caroline, geb. Gräfin von Merode Tochter. Das königliche Paar hat zwei Kinder. Der Erstgeborene (13. Januar 1869) trägt den Namen Emanuel Philibert, der an Spaniens großen Verbündeten gegen Frankreich im 16. Jahrhundert erinnert. Wir meinen den eisernen Emanuel Philibert Herzog von Savoyen (geb. 1528, gest. 1580), der die Franzosen 1557 bei St. Quentin schlug und Hesdin nahm.

Wenn persönliche Vorzüge hinreichend sind, einen jungen Thron zu stützen, kann man dem Königspaare ein günstigstes Prognostikon stellen, denn Beide besitzen Talent und Herz, Zartgefühl und Würde. Beide erfreuten sich von den Mitgliedern der königlichen Familie in Italien der größten Popularität. Die Herzogin von Aosta ist übrigens nicht nur die reichste Erbin, sondern auch eine der schönsten Frauen Italiens, und bekanntlich ist es schwer, unter Schönen die Schönere zu sein. [2739]

Maria Herzogin von Aosta, Königin von Spanien.

Der Stern des Ostens.

Novelle von Karl Frenzel.

(Fortsetzung.)

III.

Die Mädchen waren allein geblieben, und trotz ihres Sträubens hatte sich Lydia von Jole und der Schaffnerin in eins der kleinen Gemächer tragen lassen müssen, welche den Hof umgaben. In ihrer klug verständigen Weise hatte Jole die Freundin mit keiner Frage beunruhigt, sondern Alles von ihr fern gehalten, was ihre Aufregung hätte vermehren können. Die Stille und vielleicht auch der kühlende Trank des Arztes übten eine wohlthätige Wirkung auf das kranke Mädchen. Sie schlief nicht, aber ihre Augenlider hatten sich gesenkt, und ihre Seele schien sich in einem süßen Traume zu wiegen. Um sie her war eine sanfte, lautlose Dämmerung; durch die halbgeöffneten Vorhänge am Eingang drang der Duft der Blumen, nur zuweilen bewegte ein stärkerer Hauch des Windes leise den Vorhang. In dieser Ruhe und Einsamkeit verlor sich allmählig das heftige Wallen ihres Herzens; sie mußte des Wortes gedenken, in dem Marcus die Menschen mit Saitenspielen verglichen: so wie die Saiten ihrer Leier, wenn sie dieselben mit stärkerem Druck gerührt, noch lange beim Verklingen des Tons nachschwangen, erging es ihrer Seele. Sie bebte noch unter dem Eindruck des eben geendigten Gesprächs, aber diese Empfindung besänftigte sich nach und nach. Die Bilder, welche die Reden der Männer hervorgerufen, vermischten sich; neben dem gewaltigen Gladiator aus dem kalten und wilden Germanien erschien die Gestalt des greisen wunderthätigen Mannes aus dem Morgenlande; mit dem lauten Schlachtruf des Einen verklangen die Segenssprüche des Andern; um die Glieder des Arminius rasselte der Panzer, und die Fülle goldener Locken quoll unter dem Helme hervor auf seine Schultern, im weißen Gewand voll priesterlicher Hoheit schritt Apollonius einher: es war Lydia, als wandle er über das weite Meer auf den Wogen zu ihr hin. Dann floß Alles nebelhaft vor ihren Augen durcheinander; wie ein fernes, undeutliches Rauschen und Sausen klang es vor ihrem Ohr.

Aus diesem halb bewußtlosen Zustand weckte sie Jole's leise geflüsterte Frage: „Schläfst Du, Lydia?"

Die treue Pflegerin hatte sich über sie hingeneigt, das Athmen der Leidenden zu belauschen. Lächelnd schlug Lydia die Augen auf.

„Ich danke Dir, daß Du mich aus wunderlichen Träumen zurückrufst. Ach, könnten wir wie einen solchen Traum auch die Vergangenheit von uns abschütteln!"

„Fällt Dir Vergangenes zur Last? Und Du hast doch nur Glückliches erlebt!"

Lydia schüttelte den Kopf. „Von außen sieht es sich herrlich an, und Viele mögen mich beneiden, aber tauschten sie auch meinen Schmerz mit meinem scheinbaren Glück ein?“

„Ich muß Dich schelten, ernsthaft schelten! Du bist wie ein thörichtes Kind, das durch seinen Eigensinn seine Pein vermehrt. Statt Dir den Dorn aus der Wunde ziehen zu lassen, stößt Deine Hand ihn immer tiefer hinein. Einen Barbaren zu lieben, einen Gladiator! Geh doch! Deine Einbildung ist krank, eine Hexe hat Dir einen Liebestrank eingegeben, der Dich verwirrt. Aber da ich nun den bösen Feind kenne, werd' ich ihn schon vertreiben. So viel schlimme Geschichten will ich Dir von diesem Arminius erzählen, daß Du bald: der Garstige! ausrufen und ihn aus Deinem Herzen und Deinen Gedanken verbannen sollst.“

„Du kennst den Mann nicht, gegen den Du so zornig eiferst! Sonst . .“

„Sonst müßte ich freilich wie Du in ihn verliebt sein. Die Liebe kommt durch die Augen! Du hast diesen Barbaren bisher nur immer im Lichte gesehen und bist geblendet. Mich betrügt der Schimmer nicht.“

„Willst Du hören, wie dies Leid über mich gekommen? Du hättest wohl ein milderes Urtheil für mich.“

„Es wird Dich noch mehr beunruhigen,“ entgegnete abwehrend Jole und doch brannte sie vor Neugier, Lydia's Geschichte zu vernehmen.

„Nein, diese Mittheilung wird mir das Herz erleichtern. Vielleicht zerstört gerade die Erzählung der seltsamen Begebenheit den Zauber, der mich gefangen hält. Heißt es nicht, daß der Gott verschwinde, wenn man ihn, wo er nicht erkannt sein will, beim Namen ruft?“

„Ich hoffe es auch,“ scherzte Jole, „denn Dein Gott ist ein falscher.“

„Spotte Amor's nicht,“ warnte die Freundin „auch Dich könnte sein Pfeil treffen!“

„Dann muß er den stärksten nehmen, den er in seinem Köcher hat. Und nun erzähle!“ Sie hatte sich neben dem Ruhebette Lydia's niedergelassen.

„Ich habe den Arminius,“ hob diese an „zum ersten Mal hier in unserm Amphitheater, drei Jahre sind es her, gesehen. Es war bei dem letzten Fechterspiel, das in unserer Stadt gegeben wurde.“

„Ich weiß,“ unterbrach sie Jole, „ich weiß! Seinetwegen kam es zum Kampf zwischen unsern hitzigen Pompejanern und den Männern aus Nuceria; mir ging bei der Flucht eine schöne goldene Spange verloren, das verdank' ich Deinem Arminius!“

„Mir widersteht das Getümmel, das Blutbad, der Tod, die im Circus vorgehen; nur mit Unlust hatte ich mich von den Bitten der Freunde bewegen lassen . .“

„Sag' es doch offen, von dem ungestümen Drängen Jole's!“

„Mein guter Genius wollte mich zurückhalten, allein das Geschick war mächtiger. Den ersten Kämpfen hatte ich keine Aufmerksamkeit geschenkt, da trat Arminius in die Arena. Wie gefesselt blieben meine Blicke an ihm hängen. Ein riesiger Nubier ward gegen ihn gesandt, mit funkelnden Augen und wildem Geheul, sein Schwert schwingend, stürzte er vor. Rings umher hörte ich Ausrufe des Bedauerns über den schönen blonden Jüngling, der verloren schien. Er achtete seines Gegners gar nicht, sondern schaute verwundert auf die Menge, die das Theater füllte. Das Lächeln, das auf seinem Gesichte lag, beruhigte mich wunderbar; so augenscheinlich seine Gefahr war, keine Furcht beschlich mein Herz. Mit einer geschickten Wendung entging er dem drohenden Streich des Nubiers — ein kurzer Kampf, Du hast es ja mit angesehen, wie er den gewaltigen, hochberühmten Juba niederstreckte! Seit dieser Stunde verließ mich das Bild des Arminius nicht mehr. Da er die Ursache des Streits zwischen unsern Mitbürgern und den Gästen gewesen, wurde er nach Capua und weiterhin nach Rom geschickt, und lange Zeit vernahm ich nicht einmal seinen Namen. Erst im Hause der Kaiserin begegnete er mir wieder.“

„Bei der Kaiserin? Ist dieser deutsche Barbar zu so hohen Ehren gestiegen?“

„Er hatte sich bei den römischen Spielen durch Gewandtheit und Kraft hervorgethan, den vornehmen Frauen gefiel seine Schönheit, und er war bald das verwöhnte Glückskind der großen Stadt. Bei einem Kampfe hatte die Kaiserin auf ihn gewettet, und da er der Sieger blieb, belohnte sie ihn reich und zog ihn in ihre Nähe. In den weiten Höfen und Gärten der Villa mußten wir beide uns nun oft begegnen; ich sah mit den andern Frauen und Mädchen den Uebungen und Scheingefechten der Gladiatoren zu, und immer erhielt Arminius dabei den ersten Preis; er stand mit seinen Waffengefährten an den Pforten des Saals, wenn ich spielte. Warum es Dir nicht gestehen, daß ich bald nur allein für ihn spielte und sang, nur um seinen Beifall warb? Ihn aber rührten alle meine Bemühungen um seine Gunst nicht, er bewahrte immer seinen ruhigen, überlegenen, gleichmüthig freundlichen Ausdruck.“

„Sage lieber den stumpfsinnigen! Er ist ein Barbar, wie sollte er Dich und Deine Kunst schätzen können?“

„O nein, so barbarisch, wie Du ihn Dir vorstellst, ist er nicht. Ich fragte ihn einmal, als ich ihn vor der Thür der Kaiserin in der Halle wachhaltend fand: singt und spielt man bei euren Festen in Deiner Heimath auch? Es hatte lange gedauert, ehe ich nur den Muth gefaßt ihn anzureden, denn die Hauptleute, die ihn um sein Glück und seine Tapferkeit beneideten, nannten ihn stolz und karg von Worten; da er zu mir aber stets freundlich und hilfreich gewesen, wagte ich es mich ihm zu nähern. Ja, erwiederte er mühsam, unsere Sprache fiel ihm schwer, wir singen und spielen die Harfe, aber Männer thun's für Männer, nicht junge Mädchen. Und damit kehrte er mir den Rücken.“

„Der Bär! Und lockte es Dich trotz alledem wieder mit ihm anzubinden?“

„Nein, ich fühlte die Kränkung zu tief, die er mir angethan. Allein das Schicksal ließ mich nicht wieder los. Nicht weit von den Gemächern der Kaiserin war mir eine Wohnung in einem der Seitenflügel des Palastes angewiesen. Zu jeder Zeit konnte ich leicht und fast unbemerkt von meinem Zimmer zur Kaiserin gelangen; sie liebte es, mich oft noch des Nachts zu sich rufen zu lassen, sie durch mein Spiel in den Schlaf zu wiegen; oder sie lustwandelte auf der Terrasse, die nach dem Meere zu sich öffnet, schweigend in den Anblick des Himmels und der unermeßlichen Wasserfläche versunken, während ich spielte. Um dorthin zu kommen, mußte ich durch einen langen, finstern Gang schreiten, den eine einzige Leuchte kaum erhellte. So oft ich diesen Weg ging, traf ich auf Arminius: unbeweglich, wie aus Erz gegossen, den Helm auf dem Haupte, den Schild, als gebrauche er ihn nicht, lässig an die Wand gelehnt, stand er dort; mit blankem Schwert, an einen vorspringenden Pfeiler gelehnt, der den Gang in zwei, fast gleiche Hälften theilte. Dicht an dieser Stelle hing die Ampel von der Decke nieder und beschien Arminius. In seiner Lockenfülle, mit seinem stolzen, ruhigen Gesicht, in seiner gefaßten und edlen Haltung sah er wie der Gott aus, der den pythischen Drachen erschlägt. Es war, als müßten seine strahlenden blauen Augen die Dämmerung, die ihn auf beiden Seiten umfing, durchdringen und jede heranschleichende Gefahr schon aus der Ferne erkennen und vernichten. Eines Abends, es raste ein Sturm, mit Blitz und Donner von Afrika her, ward ich noch in später Stunde zur Kaiserin gerufen. Mein Herz war sorgenschwer und unruhvoll, meine Schläfen pochten: ich gab der drückenden Hitze des Tages und dem Gewitter Schuld. Von den gewaltigen Donnerschlägen erbebte das Haus. Auf den Arm der Sklavin gestützt schritt ich eilend durch den Gang. Arminius stand an seinem Pfeiler und als er uns Mädchen bei einem der Schläge erzittern sah, lachte er und fragte: ‚Fürchtet sich die Saitenspielerin?‘ Scheuest Du nicht vor dem Gotte, der uns dies Unwetter sendet? antwortete ich ihm. ‚Nein,‘ erwiederte er, ‚es ist Thor, der im Himmel hämmert, und Thor ist mein Ahnherr, warum sollt' ich mich fürchten?‘ Wer bist Du denn, der Du so trotzest? ‚Ich bin der Sohn eines Fürsten aus Germanien,‘ und er hob das Haupt noch stolzer in die Höhe.“

„Der Sohn eines Fürsten und ein Gladiator!“ Jole schlug die Hände zusammen.

„Er wurde als zehnjähriger Knabe von einem Kriegstribunen gefangen genommen, als die Legionen die Burg seines Vaters eroberten und in Brand steckten, wie ich nachher von einem der Herren am Hofe erfuhr. Damals herrschte noch der Imperator Claudius, und er ließ den Knaben in den Fechtschulen erziehen . .“

„Nun freilich,“ meinte Jole, „wenn auch eines Königs Sohn, er bleibt nichts destoweniger ein Wilder!“

„Gern hätte ich noch weiter mit ihm geredet, aber die Sklavin trieb mich vorwärts. In ihrem Gemach schritt die Kaiserin in heftiger Aufregung auf und nieder. ‚Mich flieht der Schlaf,‘ sagte sie zu mir, ‚und auch Du zitterst. Ein Unheil liegt in der Luft. Versuch's, ob Dein Spiel den Dämon verbannt.‘ Ich rief alle meine Kunst zu Hilfe und begann ein heiteres Lied. Aber das Rollen des Donners, das Gesause des Sturmes, die wildtobende Brandung des Meeres, die bis zu uns heraufscholl, übertönten die schwachen Klänge. Plötzlich durchfuhr es uns alle, die wir im Gemache waren — an den Eingängen standen die Sklavinnen — als hätte uns ein Blitzstrahl getroffen. Und so war es auch, im nächsten Augenblick scholl der Schreckensruf: ‚Feuer!‘ durch den Palast. Die Thüren wurden aufgerissen, die Hofleute, Sklaven und Wachen stürzten im wilden Durcheinander in den Saal. Schon drangen Rauch und Flammen von dem Sturm getrieben auf uns ein. Jeder wollte helfen, aber da keine Ordnung und kein herrschender Wille im Getümmel war, vermehrten sie nur den Schrecken und die Gefahr. Du glaubst mir wohl, daß ich von dem Allen die Besinnung halb verloren hatte; meine Füße trugen mich nicht mehr, krampfhaft klammerte ich mich an eine Säule. Da flüsterte es dicht neben mir: sie werden diesen Augenblick der Verwirrung benutzen, um die Kaiserin zu ermorden. Wer es gesprochen, ich weiß es nicht: nur war es wie ein dunkles, unheimliches Gerücht längst durch den Palast gegangen, die Freundschaft des Imperators für seine Mutter sei erheuchelt, und er sinne ihr Böses, doch hatte Niemand bis zu jener furchtbaren Stunde eine offene Andeutung gewagt. Ich wollte aufschreien, mich zu der Kaiserin durch die Menge drängen: kraftlos sank ich zusammen, eine dichte Rauchwolke erfüllte den Saal. In diesem Grauen des Todes erschien Arminius auf der Schwelle, meine Augen schlossen sich, mit seinem Bilde im Herzen wollte ich sterben. Eine tiefe Ohnmacht umhüllte meine Sinne. Als ich wieder erwachte, lag ich in einer der entfernteren Hallen des Hauses, andere Frauen waren da und hilfreich um mich beschäftigt. Arminius habe mich auf seinen Armen aus dem brennenden Saal getragen, die Kaiserin sei gerettet und ordne selbst das Nöthige an, die Feuersbrunst zu beschränken und zu ersticken.“

„Du armes Kind,“ und Jole streichelte ihr das Haar. „Das Alles hast Du mir und dem edeln Marcus verschwiegen!“

„Wenn ich davon gesprochen, hätte ich Euch meine Liebe bekennen müssen; sonst war mir nichts Uebles widerfahren, nicht der Saum meines Kleides war versengt. Nur die Liebe machte mir das Ereigniß zum Wunder. In der Halle, unter den Frauen, hielt es mich nicht lange, meine ganze Seele strömte gleichsam ihm entgegen. So schnell ich vermochte, riß ich mich los und eilte auf den Schauplatz des Verderbens. Es war vergebens, ihn aufzufinden, erst am nächsten Morgen begegnete ich ihm. Ich wollte ihm meinen Dank ausdrücken und ihn als meinen Lebensretter verehren. ‚Du bist keine Last,‘ sagte er lachend, ‚Du bist nicht schwerer, wie ein Kind. Es war ein schönes Feuer, und diese Römer schrieen so jämmerlich.‘ Aber, bat ich, Du wirst einem Weibe erlauben, in so großer Gefahr Furcht zu zeigen und demjenigen fußfällig zu danken, der sie aus Feuersgluth gerissen. ‚Laß mich in Ruh,‘ entgegnete er und als er sah, wie mir die Thränen wegen seiner Härte in die Augen traten, ergriff er meine Hand. ‚Was weinst Du? Ich meine es nicht böse; Du bist ein gutes Mädchen und kannst wenigstens die Leier spielen, während die anderen nur faullenzen. Schüttle meine Hand, wie ich die Deine; in meiner Heimath ist dies das Zeichen, daß man Freundschaft miteinander halten will. Lebe lange und glücklich!‘ Und damit kehrte er mir stolz und gelassen den Rücken.“

„Kehrte Dir den Rücken! Das schreit zum Himmel um Rache!“ rief die Freundin. „Und Du hast ihn seitdem nicht wieder gesehen?“

„Bis zum heutigen Tage nicht, wo er die Gefangenen in unsere Fechtschule lieferte. Denn die Kaiserin verließ nach dem Brande ihre Villa und schickte mich heim nach Pompeji.“

„Wo Du den germanischen Bären hättest vergessen und Dich mit Marcus Agricola vermählen sollen! Du bist am Hofe des Imperators bekannt, und die Gunst, in der Du stehst, hätte sich auf Deinen Gemahl übertragen.“

„Ich danke den Göttern, daß ich fern von der kaiserlichen Burg lebe, und bete täglich zu ihnen, daß sie mich nicht wieder dorthin führen.“

„Du nimmst die Liebe und die Welt zu ernsthaft; kannst Du Dich wundern, daß sie Dir nun auch ihre ernsthaften Seiten zeigen? Ich würde nur lustige Abenteuer in Rom erleben!“

„Ein lustiges Abenteuer!“ Und Lydia richtete sich auf ihrem Ruhebett in die Höhe. „Ich wüßte eins, Jole!“

„Du?“ spottete gutmüthig die Andere. „Wie schaut es aus? Gewiß trübsinnig und weinerlich, wie Amor, den die Biene gestochen!“

„Nein, diesmal hast Du es falsch getroffen. Ich möchte mir das Fest in den Gärten des Mamilius ansehen.“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen und es vermieden, den Namen des Arminius auszusprechen: die Gute, als ob sie da durch die kluge Jole hätte betrügen können!

„Du willst Dich an dem Anblick des Germanen weiden,“ erwiederte sie lachend, „kleine Thörin, Du fliegst dem Lichte, das Dir schon die Flügel versengt hat, immer näher. Ich begreife Deinen Wunsch, aber es geht nicht; Du bist schwach und müde . .“

„Nicht doch, ich habe mich ausgeruht und verspreche Dir, die kleinsten Schritte zu machen, Du sollst mich führen.“ Da Jole ihre Bitte nicht gleich mit Bestimmtheit abgewiesen, glaubte sie ihre Sache schon halb gewonnen.

Und so war es in der That. Indem Jole sich geweigert, Clodius zu dem Feste zu begleiten, hatte sie der Freundin ein schweres Opfer gebracht; jetzt hatte ihr noch überdies die Erzählung Lydia's das Herz erregt, den Mann genauer zu betrachten, der einen so mächtigen und nachhaltigen Eindruck auf dieselbe geübt. Es konnte nur mit Zaubersprüchen und geheimen Dingen zugegangen sein. Wie war es sonst möglich, daß die sanfte und zärtliche Lydia einen rauhen und ungeberdigen Gladiator dem reichen und stattlichen Marcus mit dem männlich ernsten Gesicht und der mildgesinnten Seele vorzog? Als darum Lydia davon sprach, das Fest zu besuchen, wenn auch nur auf eine kurze Weile und ohne sich unter die Gäste zu mischen, überwand die Neugier, die Lust jede andere Ueberlegung in Jole's Innern. Zwar machte sie noch die verschiedensten Einwände über die Weite des Weges, die Kühle der Nacht, das Leiden der Freundin und verhehlte ihre Sorge nicht, daß dies Wiedersehen des Mannes, der sie nicht liebte, Lydia's Kummer schmerzlich erneuern und verdoppeln würde, aber Alles nur, um sich durch die Gegengründe der Anderen widerlegen zu lassen. Der Weg war nicht lang, hin und zurück kaum die Hälfte einer Stunde; gegen die Nachtluft könnten sie sich durch Mäntel und Schleier schützen — und was die Folgen dieses Wiedersehens beträfe, so meinte Lydia, vielleicht würde sich die Binde vor ihren Augen lösen, und sie fortan nichts Schönes und Treffliches mehr an Arminius finden. So unglaublich diese Hoffnung auch schien, Jole war Willens, der Freundin keinen Widerstand mehr zu leisten; auch fürchtete sie, daß die Weigerung mit ihr zu gehen, nachdem sie so lange hin und her darüber geredet, den Zustand Lydia's nur verschlimmern und ihre Aufregung zu einem gefährlichen Fieber entwickeln möchte. Wieder einmal borgte die Leidenschaft von der Pflicht und der Vernunft den Antrieb zu ihrer eigenen Befriedigung.

Das Haus des Mamilius lag an der Südwestseite der Stadt nach dem Vesuv und dem Meere zu, die von der Höhe des Daches aus deutlich zu erkennen waren. Hier war früher die alte Stadtmauer entlang gezogen, aber die wachsende Stadt hatte diese Fessel längst zersprengt. Weit ins Land hinaus dehnten sich die Gärten aus, die schönsten und größten, welche Pompeji besaß. An gewissen Tagen der Woche gestattete der reiche und wegen seines Bürgersinns hochangesehene Mamilius Jedem den Besuch derselben. Abseits vom Hause war in die Steinmauer, die rings die Gärten und Fischteiche einschloß, ein säulengetragenes Portal gebrochen, dessen Gitterthür sich dann Allen öffnete. Als die Mädchen sich zu ihrem abenteuerlichen Gang anschickten, erfuhren sie von dem Sklaven, der sie begleiten sollte, daß Mamilius auch heute dem Volke freien Zutritt erlaubt, sein Fest wenigstens mit den Augen zu genießen.

Arm in Arm schritten die Mädchen in der lauen mondlichterhellten Frühlingsnacht dahin. Sie waren so wohl verhüllt, daß selbst die Freunde, wenn sie ihnen begegnet wären, sie nicht leicht erkannt haben würden. Doch schritt Keiner an ihnen vorüber, die am Tage so belebten und vom Lärm des Volkes wiederhallenden Gassen lagen jetzt in der Nacht still und wie ausgestorben. Wunderliche Schatten warfen die an den Kreuzwegen aufgestellten Hermen, die Häuser, die hier und dort aufragenden Bildsäulen. Erst in der Nähe der Gärten drängte sich die Menge, und das Geräusch vieler auf- und niedergehender Menschen, ein Stimmengesumm schwoll dumpf herüber.

„Laß uns nicht durch das Hauptthor gehen,“ sagte die bedächtige Jole zu der Freundin, deren Herz, je näher sie der verhängnißvollen Stelle kamen, desto heftiger schlug, „die Müßiger würden uns angaffen, befragen oder gar übel behandeln, ich weiß ein Seitenpförtchen, und will uns das Glück wohl, so treffen wir auf den würdigen Ariston, der uns einen sicheren Platz anweisen wird, wo wir sehen können, ohne gesehen zu werden.“

Stumm fügte sich Lydia. Zu oft hatte die Tänzerin ihre Kunst auf den Festen des Mamilius bewundern lassen, um nicht der Dienerschaft des Hauses eine willkommene Erscheinung und um ihrerseits nicht mit allen Gewohnheiten desselben vertraut zu sein. Wie Jole vermuthet, fanden sie das Seitenpförtchen nur angelehnt: ein Platanengang führte von ihm aus nach dem Hause. Während die übrigen Gänge, Plätze und Grotten des Gartens von Lampen und Fackeln glänzend wiederstrahlten, war es unter den Platanen dunkel und lauschig. Ein Knabe, der bei der Tafel das Amt des Weinschenkers geübt, kam ihnen entgegen und brachte sie unbemerkt zu einer Halle, in der Ariston, der Haushofmeister, das Gesicht in ernste Falten wegen der auf ihm ruhenden schweren Pflicht gelegt, auf- und niederging. Hinter der Halle dehnten sich die Küchen- und Kellerräume aus, und jede Schüssel und jeder Krug, die auf die Tische der Schmausenden kamen, mußten von dem streng prüfenden und richtenden Ariston vorübergetragen werden. Als sich ihm Jole zu erkennen gab, hatte sie Mühe, seinen Freudenruf zu besänftigen. „Wie glücklich wird sich Mamilius preisen, daß Du so spät noch durch Deine Gegenwart sein Fest verherrlichst!“ rief er einmal über das andere. Endlich gelang es den Mädchen, ihn zu verständigen; mit Betrübniß vernahm er ihren Entscheid, daß sie nicht als Theilnehmerinnen des Festes gekommen. Indem er sie nun durch den Platanengang zurückführte, plauderte er redselig: „Die Gäste tafeln in der Rotunde in der Mitte des Gartens, davor liegt der große Platz mit den Rosenbeeten, und gegenüber erhebt sich ein Fels, auf dem die Bildsäule des Pan steht; unter dem Bilde im Felsen ist eine kleine Grotte mit Muscheln ausgeziert und mit Ruheplätzen. Von dort aus werdet Ihr die Tafel übersehen und selber im Dunkeln bleiben, noch geschützt durch die Gebüsche, welche den Eingang der Grotte von der einen Seite her verbergen. Ich bringe Euch von den Platanen aus durch die geheime Thür hinein und überlasse Euch den guten Göttern. Es ist Unrecht, dreimal Unrecht von Euch, daß Ihr dem Mamilius nicht die Freude machen wollt und ihn begrüßen. Da sind wir! Wie gut sich das trifft! Die faulen Burschen haben noch die Polsterkissen auf den Bänken liegen lassen. Nehmt Platz, Ihr werdet weich sitzen! Ja, ja, Pan ist über uns, der Gott der Nymphen! Dort drüben sind die besten Pompejaner!“ Und er zeigte nach der hell erleuchteten Rotunde. „Clodius Caepio kehrt uns den Rücken zu, er schmo-

mit Dir, Jole. Was seh' ich? Mamilius nickt mit dem Kopf? Der gute Mann, er ist müde! Mit sechzig Jahren sollte man die Nacht nicht mehr durchschwärmen. Euch grad gegenüber ist Arminius! Das ist ein Trinker! Ich weiß nicht, wie viel Becher er schon getrunken hat, und ungemischten Wein! Herkules kann nicht die Hälfte davon trinken. Geht es so fort, hat er mit der Morgendämmerung ganz Pompeji unter den Tisch getrunken. Ich könnte Euch von ihnen Allen närrische Geschichten erzählen, wenn nur mein Amt nicht wäre, mein leidiges Amt! Nun lebt wohl; ich hole Euch nachher wieder ab und halte einen Leckerbissen für Euch bereit!" Damit verließ er, lüstern mit der Zunge schnalzend, durch die in den Felsen gebrochene Thür die Grotte.

Keinen besseren Platz zu ihrer Beobachtung hätten sich die Mädchen wünschen können. Während sie im Hintergrund der finsteren Grotte blieben, entging ihnen keine Bewegung der in der Rotunde, je vier auf Polstern um die kleinen Tische liegenden Männer und Frauen. Denn auch Frauen waren unter den Schmausenden; nur zu schnell gewahrte Lydia's von Eifersucht geschärfter Blick die braunlockige Eucharis, eins der schönsten und kecksten Mädchen der Stadt, in der Nähe des Arminius. Er hatte den Arm aufgestemmt und überragte mit seinem Haupte alle Andern. Um die Brust und die Oberarme trug er einen glänzenden Panzer, die übrigen Gäste hatten sich mit Rosenkränzen geschmückt, er allein hatte einen einfachen dunklen Kranz von Eichenblättern sich ausgewählt. Um die Gesellschaft schien er sich nicht sonderlich zu kümmern, desto eifriger sprach er dem Becher zu. So oft er seine Nachbarin anschaute, zu ihr redete oder von ihr angesprochen wurde, empfand Lydia es wie einen Dolchstich. Bebend hing sie an Jole's Arm. Die Ungeduld ließ sie nicht sitzen, stehend glaubte sie deutlicher sehen zu können. Ach, und was sehen? Ihr Unglück! „Er liebt sie!" flüsterte sie Jole wiederholt zu. Vergebens suchte diese ihr den Wahn auszureden. Wo Lydia einen Heroen erblickte, sah Jole nur einen trinkenden Barbaren, dessen Größe und Kraft ihr Furcht einflößten. Im Kreise der Festgenossen machte jetzt die Leier die Runde, und Jeder erhob sich, um ein kurzes Trinklied anzustimmen: wenn die Stimme des Sängers voll und tief war, drangen die Töne bis zu den Mädchen hinüber. Aus Hand in Hand gelangte die Leier zu Arminius. „Singe ein Lied in Deiner Sprache!" rief Clodius. „Ein Lied aus dem Hercynischen Walde! Wie es nie in Popeji gehört ward!" Was der Gladiator darauf erwiederte, vernahmen die Mädchen nicht, aber sie sahen ihn die Leier mit einer verächtlichen Bewegung, als sei sie eines Mannes unwürdig, von sich und der Eucharis zuweisen. Er stand auf, und um ihn klirrten die Ringe des Panzers. Den goldenen Becher schwang er dreimal um sein Haupt und begann ein Lied, so wild und barbarisch, daß die Gäste erst mühsam ihr Gelächter bekämpfen mußten: dann aber, im Verlauf des Gesangs, schüchterte sie der Anblick des gewaltigen Jünglings ebenso wie die eigenthümliche Weise des Liedes ein. Mit einem langanhaltenden Ton, der wie ein Schlachtruf aus der Tiefe eines Waldes schallte, endete er, trank den Becher aus, stülpte ihn auf dem Tische um und umfaßte die schöne Eucharis, die sich gegen die unerwartete Umarmung und den Kuß des Gladiators nur wenig sträubte. In der Rotunde jubelten die schon vom Wein trunkenen Männer dem Arminius zu, in der Grotte stieß Lydia einen Schrei aus und sank, nach ihrem Herzen greifend, wie leblos zusammen.

Hatte er den Schrei gehört, oder war es ein Zufall: Clodius war aufgesprungen und schaute empor. „Seht! Seht!" rief er, die Rechte emporstreckend. „Den glänzenden Stern dort, von Osten kömmt er daher, ein Komet im rothen Schein."

Hoch über dem Rasenplatze, der die runde Halle von dem Felsen trennte, funkelte wie ein gezücktes Schwert der unheimliche Stern aus Osten — unheimlich, denn abergläubisch fragten sich die eben noch so lustigen Trinker: Bringt er uns Verderben oder Segen?

„Clodius Caepio," rief da die zum Tod erschrockene Jole und winkte mit ihrem Schleier, „hilf mir! Lydia stirbt in meinen Armen!" [2722]

(Fortsetzung folgt.)

Kaffee.

(Auch ein Weihnachtsmärchen.)

Sie hatte nie ein Wort von Arabien gelesen, nie von Java, weder im kleinen noch im großen Cannabich, weder im Dr. Ungewitter noch im Dr. Ritter. Sie wußte Nichts von Moleschott's Nahrungsmittellehre noch von Johnston's geistreichem Buche über Thee, Zucker, Chocolade, Milch und Kaffee. — Sie scheuerte, fegte und putzte ihr ganzes Leben lang in allen Küchen der Stadt und trank ihren Kaffee ... Ja, der Kaffee, das war ihre glückliche Insel auf Erden, ihre Zuflucht, ihr Trost, ihr Ideal, das sie stets erreichen konnte, ihr Lieblingsdichter, Lieblingsprediger, ihre nie getäuschte Hoffnung, ihre Erholung und Aufrichtung in allen Lebenslagen ... Sie heirathete einen groben Mann, der sie schlecht behandelte, sie trank Kaffee .... Sie verlor ihr einziges geliebtes Kind, ihr Alles auf Erden; sie weinte und schrie und trank Kaffee... Sie mußte arbeiten von Morgens früh bis Abends spät, während ihr Mann das Geld verthat; es machte ihr schweren, schweren Kummer, aber sie trank Kaffee ... Sie wurde krank, bettlägerig; tiefes Elend kehrte bei ihr ein; der Armenarzt schimpfte auf ihren nie verschwindenden Kaffeetopf, sie trank weiter, genas und behauptete fest: durch ihren Kaffee ... Der Mann, ein Holzhauer, schlug sich ins Bein und wurde dadurch vollständig arbeitsunfähig; — das preßte ihr schwere Thränen über ihre harten, durchfurchten Wangen — aber sie trank Kaffee .... Der Mann starb, und sie weinte, trotzdem er sie geschlagen und ihr das eigene bischen Verdienst in Branntwein verthan hatte, bitterlich über seinen Verlust, fast mehr noch, wie über ihr Kind, und trank Kaffee.

Es war Weihnachtsabend, fußhoher Schnee, Kälte, daß die Vögel aus der Luft todt herabfielen; sie hatte den Nachmittag an zwei Orten die Treppen gescheuert und Wasser getragen, kam nach Hause etwas früher, als gewöhnlich, setzte sich zu ihrem Kaffee, holte heute Weißbrod statt Schwarzbrod aus ihrer Tasche und hielt eben die Hände an den rauchenden Topf, da kam ihr der wunderliche Gedanke: „Wie wär' es, wenn dir heute Jemand Etwas schenkte? — Es sind jetzt vierzig Jahre, daß ich Nichts bekommen habe ...." Sie wollte ihren Kaffee trinken, doch er schmeckte ihr nicht. — „Ich kann keinen Kaffee trinken," sagte sie zu sich; „ich glaube, ich sterbe" — lehnte sich gegen den Holzrücken des Sessels — ein merkwürdiges Klingen entstand vor ihren Ohren — die ganze Stube schien ihr voll Licht — ein Engel mit großen, weißen Flügeln stand vor ihr, warf ein riesen oß s Stück Zucker in ihren Kaffeetopf, nahm ihn dann und flog m t gen Himmel — es schien ihr, als erhebe sie sich vom Stuhle und schwebe langsam, langsam nach. — —

Am Morgen kam die Nachbarin, die blinde alte Almosenempfängerin und klopfte an ihre Thür. Niemand schloß auf. Sie klopfte stärker, es blieb still in der Stube. Die Blinde rief den Wirth; die Thüre wurde erbrochen, und die Hülle unserer unermüdlichen Kaffeetrinkerin saß zurückgelehnt auf dem Stuhle; ihr hartes, kummergefurchtes Gesicht sah friedlich, fast freundlich aus; der Kaffeetopf stand unberührt auf dem Tische, sie aber war wirklich dem Engel nachgefolgt.

[2738] **Rosenthal-Bonin.**

Der Pelz.

Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

(Schluß.)

Dem Norden gebührt das Verdienst, uns nicht nur die besten Pelze stets geliefert, sondern auch die schönsten Pelzcostüme geschaffen zu haben, die bei dem Russen, dem Polen und Ungarn, welche weder im Winter noch im Sommer den Pelz ablegen, weil auch in den heißen Monaten der jähe Wechsel der Temperatur der Gesundheit gefährlich ist, das Malerische ihrer Nationaltracht erhöhen; in demselben Maße, wie bei dem Südländer, dem Araber und Kaffer, die „Beduinen", die flatternden, weiten Gewänder, die dem heißen Klima entsprechen, der Kleidung einen genialen Zauber leihen.

Den nordischen Naturvölkern ist der Pelz Lebenserhalter, sie umwickeln sich förmlich damit, nicht, indem sie wie der Türke einen weiten Pelz über alle ihre übrigen Kleider ziehen, sondern jedes einzelne Körperglied in ein Pelzfutteral stecken. Die Chinesen haben selbst mit Pelz gefütterte Ohrenfutterale. Die Lappen und Grönländer, die Eskimos und Finnen, die Kalmücken und Kamtschadalen tragen Pelzhemden und Pelzstrümpfe, Pelzhosen, Pelzgürtel, Pelzhandschuhe, welche sich der Grönländer noch mit Heu ausstopft, und diese Pelzgarderobe besorgt mit kundiger Hand, oft aber auch mit blutig zernähten Fingern — namentlich bei den beliebten Kleidern aus Seehundsfell — die Hausfrau für ihren Familienkreis.

Die Frauen sind die alleinigen Kürschnerinnen bei den Polarvölkern, sie gerben den Männern selbst das Fell mit ihren eigenen Händen, und der ganze Wechsel der Sommer- und Wintertoilette besteht bei ihnen darin, daß sie das Rauhe sechs Monate nach außen und eben so lange nach innen gewendet tragen.

Nur die Federhemden der Eskimos machen hiervon eine Ausnahme, welche auf beiden Seiten befiedert sind und mittelst Bindfaden und Federbesätze construirt werden.

Unter der mannichfachen Benutzung aller nur irgendwie Wärme gebenden Felle und Federn bildeten sich Pelzkleiderschnitte und Pelzmoden heraus, die besonders durch ihre Verzierungen eine ländlich sittliche Bedeutung gewannen. So ist der kalmückische Mähnenbesatz auf Schultern und Rücken, den auch die Baschkiren adoptirten, so die Fischschuppenstickerei der Grönländer, die Darmsaiten-Ziernätherei der Finnen gewiß originell, die sie auf der Rückseite des sonst unüberzogenen Pelzes anbringen, wie wir solche Arbeiten bis zur höchsten Vollendung ausgeführt in der ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums zu bewundern und zu studiren Gelegenheit haben. Selbst Malereien sind nicht unbeliebt auf den Rückseiten der Bisons und Rennthierfellmäntel, um die große Fläche nicht unverziert zu lassen; statt der Mähnen, die im Winde flattern, werden wohl auch Katzenschwänze, wie Angorabüschel auf der Schulter von putzsüchtigen Kaffern angebracht.

Wie der Wilde in Uebereinstimmung mit seinem Bildungsstandpunkt den Pelz als Putz trägt und den großen Kriegsmantel als Zeichen seiner Häuptlingswürde, so trägt der Bauer den Schafspelz, der Jäger den Fuchspelz, der Fürst den Hermelin, und nur bei dem letzteren ist es schwer nachzuweisen, in welchen Beziehungen er zu dem Thier selbst steht. Der Jäger und der Fuchs sind selbst im Volksspiel fast ebenso unzertrennliche Gestalten, wie der Schäfer und sein Spitz.

Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gib sie wieder her,
Sonst wird dich der Jäger holen
Mit dem Schießgewehr!

heißt es in dem bekannten Liede; das Hermelin aber, das in den nordischen Hochebenen sein Wieselleben führt, steht fast in ebenso weiter Entfernung von den Potentaten der Erde, wie die Katze, die den Kaiser ansieht, von diesem in figürlichem Sinne.

Bei einigen Völkern, welche die gelbe Farbe als eine heilige und den Fuchs, da er diese Farbe, die leuchtende des Feuers, hat und wohl auch deshalb Brandfuchs genannt wird, als ein heiliges Thier verehren, legte sich die Geistlichkeit vorzugsweise den Fuchspelz zu. Ob die Popen indeß dem schwarzen, blauen eisenfarbenen, silbergrauen und weißen Fuchspelz abgeneigt sind und lieber keinen tragen, wenn sie nicht einen heilig gelben bekommen können, lassen wir unerwogen.

Wie hier der Fuchs die priesterliche Kleidung als eine amtliche auszeichnet, so dort das Lamm; denn die weiße Wolle, aus welcher das päpstliche Pellium gewirkt ist, darf nur von zwei Lämmern genommen sein, welche die Nonnen von St. Agnes zu Rom jährlich am Agnesen-Tage, dem 21. Januar, opfern, während man das Agnus Dei in der Kirche singt. Die Lämmer geben aber nicht blos Kleider für Kirchenfürsten, ihre Wolle ist auch zu Mützenrändern, besonders von den Slavinnen, begehrt, wie überhaupt der Luxus und das Raffinement der Pelztracht nirgend größer ist, als in den slavischen Ländern.

Die reichen slavischen Frauen tragen ihre aus theurem Rauchwerk gefertigten und mit Seide überzogenen Mäntel stets ärmellos, um jeden Luftzug vom Körper abzuhalten, und bedienen sich, wie von selbst verständlich, auch nicht des Muffes, welchen die an den Vorderblättern befestigten kleinen Pelztaschen für die Hände, innerhalb des Mantels ersetzen.

Von ärmellosen Pelzen erzählen auch ältere Gedichte, in denen die Anbetung, welche die Ritter und Sänger den Frauen zollten, auch auf die Kleidung sich erstreckte, die besungen und angeschwärmt wurde. Ein derartig angeminntes Kleidungsstück war unter anderen die Garnüscha, ein ärmelloses sackartiges, vorn mit einem Schlitz versehenes Pelzkleid, das über den Kopf gestreift und also angezogen wurde.

Wie sich von jeher die Extreme in den Moden berührten und berühren, so auch in den ärmellosen und langärmeligen Pelzen, an welchen letzteren nämlich — wie an dem Gewande der Brunhild in den Nibelungen — die Aermel so lang waren, daß sie den freien Armbewegungen hinderlich wurden und mehrmals um den Arm geschlungen werden mußten, wodurch sich von selbst eine Art von Muff bildete.

Sprachforscher leiten die Bezeichnung Muff von der niederdeutschen für Aermel her, die man Mono, Maude oder Mode nannte, und die eigentlich ein Bekleidungsstück für sich ausmachten, das bei einem Ausgange angeschnürt wurde. Daß sie zugleich als Nasenhüter und Muff dienen konnten, dazu bot ihre Weite und Länge Stoff genug, und sind sie gerade der Gegensatz zu unseren Miniaturmuffen, die wie Kindertäschchen an einer Schnur um den Hals getragen werden und kaum noch das Handgelenk wärmen. Der kleine Kindermuff nicht nur für Brunhildengestalten, auch für jedes erwachsene Mädchen, jede stattliche Frau, ist uns nicht minder lächerlich, wie die vielverspotteten Kinderschuhe der Chinesen für erwachsene Personen. Aber nicht minder unproportional zur weiblichen Gestalt, wie der Miniaturmuff, ist die große steife Röhrenwalze aus Pelz, welche, wenn sie vorn wie ein Alp auf dem Magen zu liegen scheint, der Figur geradezu etwas Ungethümes gibt.

Jeder Muff muß dem Charakter des Pelzes analog weich und gefügig sein und mehr hängen, als aufgequollen liegen. Den Muff zugleich als Tasche mit Necessaire und homöopathischer Apotheke, als Schubsack und Reiseköfferchen benutzen heißt ihm eine Vielseitigkeit zuerkennen, die seiner einfachen Bestimmung und seinem Wesen als ästhetisches Bekleidungsstück widerspricht. Das „praktische" Verfahren, aus einem Gebrauchsgegenstande zugleich noch zehn andere zu machen, mag in einigen Fällen rathsam sein, wie in einem hohlen Stock Regenschirm und Stilet zu bergen, um für alle Ueberfälle auf Reisen gesichert zu sein; einen Muff aber als Strickbeutel zu benutzen oder wie ein Marketendertönnchen an der Schnur um den Hals zu tragen, dünkt uns weniger empfehlenswerth für die Poesie des Anzugs.

Die Bestimmung des Muffes ist keine andere und kann keine andere sein, als zum Schutze und zur Deckung beider Hände zugleich zu dienen, und nachdem diese als zweckmäßig befundene Mode aus den „Aermeln geschüttelt war", hat sie sich mit kurzer Unterbrechung — so lange sich nämlich nach der französischen Revolution das antik Griechische behauptete, das sich besonders durch möglichst wenig Bekleidung des Körpers kennzeichnete, aber nach dem Interregnum wieder abkam — erhalten, abwechselnd als Pelzbeutel, als glänzendes Federbett, als Bauchwärmer mit Schleifen, Quaste, Knöpfen und Köpfen verziert und verunziert.

Wie man den Leuten manchmal Etwas an der Nase ansieht, so den Thieren an den Schwänzen; die Bewegung der Schwänze charakterisirt die lebenden Thiere, und die Farbe der Schwänze, namentlich der Schwanzspitzen wird am Pelz der Beleg für sein Herkommen.

Der ächte Hermelin ist nur an der schwarzen Spitze seines Schwanzes, die zur Musterung seines weißen Felles bei der Zurichtung, wie des Edelpelzes dient, zu erkennen. Märchenhaft fast will die Thatsache scheinen, daß diese Elfen unter den Pelzthieren in den Schneeregionen heimisch sind und mit der Saison die Farbe wechseln, daß sie im Winter weiß, im Sommer roth sind, und ein Räthsel, das etwa so lautete:

Im Winter weiß, im Sommer roth,
Findet im Netze es den Tod,

würde die ganze Biographie des zarten Geschöpfchens umfassen; denn nicht geschossen wird das Thier, aus Rücksicht für sein Fell. Gleich wie der Zobelfänger, stellt der Hermelinfänger seine Netze auf, und will es ihnen nicht gelingen, das rasch dahin schlüpfende Thier in ihre Schlinge fallen zu sehen, so hilft der Jäger mit stumpfen Bolzen aus, die nicht das Fell zerreißen, nur den Kopf betäuben. Jenes wird ihm mit der größten Behutsamkeit hierauf an den Hinterpfoten — nicht wie anderen Thieren den Bauch entlang — aufgeschlitzt und sanft über die Ohren gezogen.

Wenn die Schwänze an Pelzbekleidungsstücken ähnlich wie an dem lebenden Thier erscheinen, z. B. an kleinen Halskragen, an denen sich das Bild der Ewigkeit dadurch darstellt, daß statt der mythischen Schlange ein Wiesel sich in den Schwanz beißt oder zu beißen scheint, oder an langen Kragen, die in Doppelschwänzen auslaufen, finden wir dies nichts weniger als reizend. Dem ästhetischen Gefühl des civilisirten Menschen widerstrebt es gradezu, sich einen naturalistischen Schwanz anzuhängen. Affenschwanz ist die landläufige Bezeichnung für einen albernen Menschen; schwanzwedeln und heucheln stehen im figürlichen Sinne in naher Beziehung, und es ist kaum begreiflich, daß die Antipathie gegen das Geschwänzte nicht auch in der Wahl von Pelzkleidungsstücken sich bekundet.

Der Schwanz des Thieres darf als Pelz nicht mehr an die frühere Art, wie das Thier ihn trug, nicht an den Anhang, der er dem Körper war, erinnern. Eine Boa aus Zobelschwänzen ist gestattet, die schwarze Schwanzspitze des Hermelins als Muschenstreu auf dem weißen Grund erinnert ebenfalls nicht an den ehemaligen Sitz des Schwänzchens. Ebensowenig bringt die auf Draht gezogene Fuchsruthe, deren man sich, mit einem Gemshorn als Handhabe, zum Staubfegen bedient, eine Erinnerung an den nachgeschleppten Schwanz von Meister Reinecke.

Die Umgestaltung des Naturpelzes zur schönen Form und zu praktischem Gebrauch erhebt erst die Kürschnerei zur Kunstarbeit. Bringt sie uns aber noch geschwänzte Kragen und ausgestopfte Eisvögelköpfe auf Muffe, so können wir ihr diesen Rang nicht einräumen.

Bietet doch die verschiedene Benutzung der mannichfachen Pelzarten und Pelzfarben Gelegenheit genug, Kunst zu entfalten, sowohl in Pelzmosaiken, wie Pelzmoden.

Mitunter machten es die Pelzarbeiter zwar allzu bunt, und es entstand daraus die bekannte Redensart, deren Ursprung nicht Jedermann weiß, wie es vielleicht auch neu ist, zu erfahren, daß die Grauwerker, das heißt solche Pelzer, die nur mit Grauwerk oder Feh handelten, im Dunkel ihres Ladens das gewöhnliche Katzenfell für jenes ausgaben und sich die optische Täuschung, durch die „im Dunkeln alle Katzen grau erscheinen", zu Nutzen machten. „Die Katze im Sack kauft" ohnedem so Mancher, dem die genaue Kenntniß der Pelzfarben und der Felleigenthümlichkeit der verschiedenen Pelzthiere abgeht.

Schwarz und leuchtend ist das Fell der zahmen Katze, an dem das Kind das erste elektrische Wunder, durch die eigene Hand herbeigeführt, vor seinen Augen sich vollziehen sieht; schwarz ist aber auch das Fell der Genotte oder wilden Katze, durch dessen Elektricität der Gichtische sich zu heilen sucht, indem er den leidenden Theil mit dem Ableiter bedeckt. Schwarz ist ferner das Otterfell, aber der Silberstrom, der sich bei der geringsten Berührung des Pelzes von seinen weißen Wurzeln aus über die Oberfläche der Haare ergießt, unterscheidet es bestimmt vom Katzenfell. Einen schwarzen Spiegel zeigt endlich die Mittelfläche des

Vielfraßfelles, welches man viel, aber kaum zu etwas Anderem je benutzt, als um eine kleine Kindermuffe daraus zu schneiden.

Gefärbte Felle zahmer Katzen — nicht „rosenfarbne mit grünen Schwänzen" — sondern kastanienbraune oder schwarz gefärbte, schmuggeln sich aus dem Grunde seltner unter die wilden Katzenfelle ein, als ihre Haare sich nicht leicht färben, vielmehr leicht Farbe lassen. Das Verbleichen, auch selbst der Naturfarbe, ist eine häufig vorkommende Erscheinung; phänomenhaft, fast an das Verschwinden von Nebelflecken erinnernd, ist das Erlöschen der röthlichen Flecke auf dem mit seinem Fell noch bekleideten Luchsrücken, der statt der Sommersprossen Winterflecke bekommt und diese in der wärmeren Jahreszeit wieder verliert. Ob diese Flecke auch verbleichen, wenn der Luchs im fleckigen Zustande geschossen worden, ist uns unbekannt, doch hört man nie nach rosa geflecktem Luchspelz Verlangen tragen, man begnügt sich mit den gefleckten Tiger-, Panther- und Katzenfellen zu Pelzfuttern und vermeidet es, äußerlich das in Anwendung zu bringen, was so recht eigentlich den Tiger kennzeichnet, mit welchem in Blutsverwandtschaft zu treten wenig anziehend zu denken ist; sein gefleckstes Fell ist auch aus dem Grunde besser zu andern Gegenständen benutzt, weil es als Kleidungsstück am Menschen auffallend und unschön erscheinen würde.

Stellen wir neben die glänzenden und leuchtenden die kraushaarigen, mehr stumpfen Schwarze einander gegenüber, so wird sich ein gleicher Abstand des Gemeinen von dem Edeln zeigen. Das Schwarz des Pudels und des persianischen Lammes bieten die Beispiele: das Fell des persianischen Krimmers hat einen bläulichen Grund, und wenn man aus Baumwolle gleichwohl Pudelmützen macht, so doch mit Unterschied. Das Pudelige ist zum Begriff geworden, da selbst einem nassen oder begossenen Pudel die Locken nicht ausgehen, so identificirt sich pudelig mit kraus, oft auch mit unordentlich, wie bei pudeligen Frisuren oder Pudelköpfen.

Glänzend, wie gesalbt, ist dagegen das Haar oder die Wolle der astrakhanischen, großflammicht gemusterten Lämmerrücken bei jungen Thieren, rauh und schroff bei alten; derselbe Unterschied von Alt und Jung läßt sich an den kleinflammichten isländischen Krimmern wahrnehmen. So ist das Haar bei den Thieren ein eben solcher Verräther des Alters, wie das erbleichende bei dem Menschen. Ob der Wolf im Schafspelz sich häufiger in einem persianischen Krimmer oder in einem ordinären Schafspelz zeigt, ist schwer zu ergründen.

Einem ähnlichen, vom Klima bedingten Farbenwechsel wie der Fuchs ist auch der Wolf unterworfen. Blau ist seine Leibfarbe im äußersten Norden; weiter vom Pol ab wird sie grau. Die weißen Wölfe sind, wie die weißen Sperlinge, selten. Wolfsmützen tragen die Wolfsjäger, wie die ehemaligen deutschen Bärenjäger die Bärenmützen, obwohl letztere auch zugleich als eine Bezeichnung für russisches Militär gelten, da sie dem hoch überthürmten Kopf eine Art von Monstrosität und dadurch der ganzen Erscheinung den Ausdruck der Furchtbarkeit geben, den man früher durch Thiermasken zu erzielen suchte, indem man sich die Felle der gehörnten Büffel und anderer Hornthiere mitsammt dem Stirnschmuck über den Kopf zog, wenn man die antiken Bocksprünge im Thierballet ausführte und die Bär- und Bassakomödie oder den Löwen im Sommernachtstraum anticipirte. Die wilde Mode oder die Mode der Wilden ging stets darauf hinaus, den Charakter des Thieres, besonders wenn dieses von edler Gattung war, zu erhalten. Die Bekleidung mit dem ganzen Fell sammt Hörnern diente auch nicht blos als Maske, sie war eine Art Generalsuniform, der Bischofsornat, denn selbst die assyrischen Priester bekleideten sich, wie später die kalmückischen mit dem Fuchs**pelz**, mit dem Urs**fell**, um bedeutend auszusehen, und unsere modernen thurmartigen Pelzmützen deuten fast an, als wolle man zu den früheren Furchtbarkeiten zurückkehren, wie sie bei den Südseeinsulanern bis heute beliebt sind. Wenigstens entstammen die Formen der priesterlichen Kopfbedeckung, die dann wieder zu Vorbildern für profane Pelzmützen dienten, jenen ersten Ueberzügen mit Haut und Haar, aus denen sich auch die Helmbildungen mit Roßschweifen entwickelten, die Husaren- und Bärenmützen sich ableiteten.

Das Gegenstück zu den Urs-Exuvien bilden die gemüthlichen Pudelmützen, deren Lockenhaar sich bei den Reise- und Großvaterkopfbedeckungen auch über die Ohrenklappen erstreckte.

Wie runde Pudelmützen mit Ohrenklappen an alte Leute, konische Zobelmützen an türkische Sheiks und Khediven, an Husaren mit Dolma und krummem Säbel erinnern, so zugespitzte Tiaren mit Hermelin an Krummstäbe.

In der Mythe wird das Pelzthier und der Mensch zu einem Gott, mindestens Halbgott, vereinigt, in der Geschichte verbinden sich der Mensch und der Pelz zur „Persönlichkeit", ja, sind manche Würdenträger ohne bestimmte Pelze gar nicht zu denken.

War doch bei Papstwahlen und Kaiserkrönungen, bei allen durch Pracht der Kleidung sich charakterisirenden Ereignissen ehedem ein solcher Hermelinbedarf, daß der Pelzhandel dadurch eine Art Hausse erfuhr; Mäntel, Aermel und Barettbesätze von Hermelin wurden für solche Festtage um jeden Preis zu erneuern gesucht, und besondere Hermelinmärkte, der großen Nachfrage und des hohen Angebots zu Folge, in Rom, Aachen, Rheims und ähnlichen im Mittelalter bedeutsamen Städten eröffnet, oder Krambuden aufgeschlagen, um den Sammtgewändern zur Bepelzung das nöthige Futter und Fell liefern zu können. Am wenigsten Geschmack zeigen die Engländer bei ihren Pelztrachten, obwohl in England noch heute der Pelz die Würde des Adels, der Richter und der Gemeindebehörden auszeichnet, und sich der Wappenschmuck noch in seiner vollen Bedeutung des Wortes aus dem Mittelalter erhalten hat.

Wenn früher das Meisterstück der Pelzarbeiter in Nürnberg in einem Nonnenpelz aus Lammfellen bestand oder einem auf das reinlichste mit Fischotter verbrämten Priesterrock, mit aufgesetztem Goller über dem mit Falten „geräumlich" angehefteten Mantel; wenn in Berlin ein Leibpelz mit „angewachsenen Aermeln", die nicht eingenäht sein durften, und eine vierhörnig hohe Mannsmütze als Zeichen der Meisterschaft von „den Marcusbrüdern", die ihrem Berufe gemäß einen Löwen im Wappen führten, gefordert wurden, so dürfte unsere heutige Forderung dahin lauten, einen in jeder Beziehung dem Felle selbst entsprechend gearbeiteten Pelz — sei es Wildschur oder Muff, Mantel oder Mütze, doch ohne Erinnerungen an das lebendige Thier selbst und dessen Eigenschaften, zu schaffen, der ebenso wärmend wie leicht, ebenso schön wie praktisch, ebenso kleidend wie schützend sei.

Ein solches Meisterstück dann in rechter Weise zu tragen und zu bewahren wird in dem Interesse eines jeden Pelzbesitzers liegen. Die sorgfältige Bewahrung ist besonders bei dem feinen und kostbaren Pelzwerk nöthig, und es ist neuerdings Sitte geworden, dieses den Pelzhändlern während des Sommers in „Pension" zu geben, welche sich durch das häufige an die Luft Setzen und Ausklopfen der anvertrauten Gegenstände von anderen dergleichen Instituten unterscheidet. Auch sind geheizte Zimmer in diesen Bewahranstalten nicht zuläßig, die zu große Wärme würde das Zobelhaar erbleichen lassen und seine Spitzen röthlich färben, den Pelzen ihren Jugendglanz nehmen, während sie im Kasten liegen. In Rußland gibt man ihnen Ueberzüge von russischer Leinwand oder blauschwarzem Kittai, die an beiden Enden offen sind, und um die pelzfressenden Motten abzuhalten, fügt man den Parfüm der Bisamratze und des chinesischen Tabaks hinzu. Die Entdeckungen der Chemie haben uns als Mottenverhütungsmittel die Picrinsäure gegeben. Die einfachste Behandlung des Pelzes bleibt aber immer die mit dem Stock, die beste Mottenwehr die Luftkur.

Eine Zusammenstellung aller Arten von Pelzarbeiten, seitdem der erste Pelz zu Nero's Zeiten in Rom aufkam, der Lappe sich den ersten Kaftan um die vor Frost bebenden Glieder zog, der Germane das mit einem Dorn zusammengehaltene Luchs-, Wolfs- oder Bärenfell mantelartig über den Rücken hängen ließ, bis zu den Arbeiten, die auf dem Lübecker Bundemarkt feil geboten, und den Pelzmosaiken, in denen die Slaven excelliren, würde als besondere Abtheilung bei den Weltindustrieausstellungen gewiß von erheblichen Folgen für unsere heutigen Pelzmoden sein. Viel zu wenig sind im Allgemeinen die Erfindungen, namentlich was das Pelzornament, die Nahtstickereien, die Besatzarten betrifft, worin die nordischen Völker die äußerste Kunstfertigkeit besitzen, bekannt und angewendet.

Schon zwischen den Pelztrachten der alten Griechen und Römer fällt uns ein großer Unterschied auf. Die letzteren trugen den Pelz in seiner ganzen Schwere, wie der Hirte in der Campagna ihn noch jetzt trägt, die Griechen wählten die feinen weichen Wollenstoffe zum Ueberzug des Futters, die Asiaten nahmen Seide.

Erst das Verkehrttragen der Pelze führte eine neue Phase der Pelztrachten herbei, je nach dem Kunstverständniß des Arbeiters das schöne und geschmackvolle oder das übertrieben besetzte und verzierte Pelzkleid.

Wenn wir den Mittheilungen der alten Gelehrten Glauben schenken dürfen — und warum sollten wir das nicht — so wurde der Argonautenzug nicht um einer schönen Frau, sondern um schöner Pelze willen unternommen. Er führte zu immer weiteren Entdeckungsreisen, bis endlich zur Auffindung von Amerika. Lange war und blieb der Pelzhandel für die nordischen Völker die Quelle alles Reichthums und insofern wirklich ihr goldnes Vließ. War doch das Pelzwerk ihr Gold, mit welchem sie dem Kaiser und ihren Landesfürsten die Zinstribute zahlten und zollten, und ihr werthvolles Object, andere kostbare Producte fremder Länder dafür einzutauschen.

Der von uns heute gezollte Pelztribut möge darin bestehen: daß wir den Edelpelz nur mit edeln Stoffen in Verbindung und niemals imitirt, den gemeinen nie gefärbt, um dadurch zu täuschen, und den einen wie den anderen an rechter Stelle und zu rechter Zeit tragen; den seidenen Pelzmantel nicht auf der Jagd, die Wildschur nicht im Zimmer. Die Gesetze des Praktischen und Schönen beim Tragen der Pelze ergeben sich aus der Sache selbst, doch seien hier noch zum Studiren der schönen Pelztracht die Gemälde berühmter Meister, besonders die der niederländischen und altitalienischen Schule empfohlen. [2717]

Meine Tochter.

Ich habe eine einzige Tochter. Sie ist ein allerliebstes Wesen, siebenzehn Jahre alt, munter und voll Leben, aber — sie hat eine häßliche Gewohnheit: Wenn ich sie schelte, noch so ernst schelte, so lächelt sie mich an und schmeichelt: „Ach Papa, das schadet Nichts!" Tadle ich sie wegen irgend einer Thorheit, so hängt sie sich an meinen Hals und ruft bittend: „Aber, liebes Papachen, es war ja gar nicht so schlimm, und solche Kleinigkeit schadet Nichts!" Dieses ewige „Es schadet Nichts" hat mir schon unsagbar großen Schaden gestiftet.

Neulich saß sie am Piano und spielte. Immer übermüthiger und ausgelassener glitten ihre Finger über die Tasten, immer lauter und wilder rauschten die Accorde. „Um des Himmels willen, Kind," rief ich aus dem Nebenzimmer, „Du ruinirst ja das ganze Instrument!" — „Ach nein, Papachen," antwortete sie, „ein bischen lebhaft schadet Nichts!" — Doch in demselben Augenblicke — kling — zersprangen mit schrillendem Ton ein halbes Dutzend Saiten.

Ich halte ihr den „Bazar". „Kind," sprach ich oft, „laß die Schnittmuster nicht so umher liegen." — „Ach, das schadet nicht," meinte sie. Jüngst treffe ich sie nun in größter Verzweiflung bei ihren Heften. Sie zeigte mir das Abbild einer Bluse oder dergleichen, ich weiß nicht, was; es sah „reizend" aus, „himmlisch", aber das Schnittmuster war nirgend zu finden. Und sie lief den ganzen Nachmittag bei allen ihren Freundinnen umher, um es zu suchen.

Letzten Winter gingen wir zu Balle. Ich warnte sie vor übermäßigem Tanzen. Wer sich aber nicht daran kehrte, war meine Tochter. Muthwillig wie ein junges Reh flog sie dahin; je länger es währte, desto rastloser wurde sie, und ehe der Ball zu Ende ging, war es auch mit ihrer neuesten Ballrobe vorbei. Als ich ihr deshalb Vorwürfe machte, fiel sie mir, wie immer, um den Hals mit der gewöhnlichen Entschuldigung: „Ach, Papachen, das schadet ja Nichts!"

Vergangenen Sommer wohnten wir auf dem Lande. Wie ein Engel schwebte sie durch den Garten. Ihr weißer Anzug stand ihr bewundernswerth — und sie wußte es. Allein, er schien mir zu leicht und luftig, besonders in den Abendstunden. Ich rieth ihr, vorsichtig zu sein. „Ach, Papa, schadet mir nicht," war die Antwort. Aber am anderen Morgen hatte sie einen Schnupfen, der ihr zwei Tage lang alles Vergnügen raubte.

Und so geht es immer. Ihr ewiges „das schadet Nichts" bringt mich fast zur Verzweiflung. Um ihr nun zu zeigen, daß Leichtsinn doch schadet, notirte ich jedes entstandene Unheil nach Groschen und Pfennig. Zu Weihnachten hatte sie sich eine goldene Uhr gewünscht. Zwischen Tannenzweigen versteckt, lag dieselbe in ihrem Arbeitskörbchen unter dem Christbaume, obenauf aber die Schadenliste des ganzen Jahres. Fröhlich kam sie hereingesprungen, das Ersehnte zu empfangen. Doch tiefe Niedergeschlagenheit ergriff sie, als ich ihr die Liste präsentirte, mit dem Bemerken, den verursachten Schaden als Weihnachtsgabe zu betrachten. Allein nur wenige Minuten dauerte es. Dann fiel sie mir um den Hals und schluchzte unter Thränen: „Ach, Papa, das schadet Nichts. Deine liebe Tochter bin ich doch!"

Was soll ich nun mit der kleinen Sünderin anfangen? Ich weiß es nicht. Vielleicht bessert sie sich durch meine Klagen im „Bazar", denn auf mündlichem Wege ist sie allen Ermahnungen unzugänglich, wie so viele hundert andere allzusehr geliebte Töchterchen. [2740]

Guten Appetit!

Welch schönes Ding ist es um den Appetit!

Nicht Jeder, der ihn wünscht, besitzt ihn, und der, dem er fehlt, ist bitter zu beklagen.

Vor Allem: verwechseln wir den Appetit nicht mit dem Hunger! Der Appetit ist den intelligenten Wesen vorbehalten, der Hunger ward den thierischen gegeben. Der Appetit ist ein Genuß, der Hunger ein Bedürfniß. Haben Sie Appetit, mein Herr? Ist Ihr Magen nicht geschwächt durch Ueberanstrengungen? Macht es Ihnen noch Vergnügen, sich zu Tisch zu setzen?

„Ach, du lieber Himmel; seit zwanzig Jahren halte ich strenge Diät."

Und Sie, gnädige Frau, werden Sie von den Anforderungen des Lebens in der großen Welt nicht zu sehr in Anspruch genommen? Verhindert Ihr Corset nicht Ihren Magen, seine Pflicht zu thun? Wissen Sie zu würdigen, was man Ihnen bei der Mahlzeit servirt?

„Ich weiß nicht einmal, was ich genieße."

Um so schlimmer für Sie, mein Herr! Um so schlimmer für Sie, gnädige Frau! Sie sind beide eines großen Glücks beraubt. Sie widmen sich dann ohne Zweifel den Genüssen des Geistes, den Befriedigungen des Herzens? Und gewißlich ist es höchst angenehm, ein gutes Buch zu lesen, einer ächten Komödie Beifall zu klatschen, mit einem geistvollen Manne zu plaudern. Aber ehe man das erreicht, wie viel schlechte Bücher hat man gelesen, wie viel schlechte Stücke gehört, wie viel Dummköpfe ertragen! Gewiß, die Liebe ist nicht zu verachten. Aber bevor man auf diesem Gebiet das vollkommene Glück erreicht — wie viel Täuschungen, wie viel verlorene Zeit! Man liebt und man wird nicht geliebt — welcher Schmerz! Man ist geliebt und man liebt nicht — wie langweilig! Man jagt nach dem geträumten Ideal — vergebens — u. s. w. u. s. w.

Der Appetit dagegen erzeugt in uns eine der köstlichsten und uns am wenigsten ernüchternden Erregungen.

Man ist glücklich, wenn er entsteht, froh, wenn er lebt, befriedigt, wenn er stirbt. Seine Existenz ist eine ephemere, ich gebe es zu, doch was schadet es! Kaum befinden wir uns wohl, so erscheint er regelmäßig zwei Mal am Tage und selbst drei Mal, wenn wir nicht zu früh zu Bette gehen. Zu welcher Stunde entsteht er? Sie fragen mich zu viel. Der Appetit ist unabhängig von der Zeit. Er verdankt sein Entstehen einzig der Gnade Ihres Magens. Bald erscheint er, wenn Sie eben das Bett verlassen haben, bald zwei Stunden nach Ihrem Erwachen, oft nach einem tüchtigen Spaziergang, manchmal beim Anblick einer hübsch arrangirten Tafel und zuweilen auch erst, nachdem Sie zu speisen angefangen haben. Daher das Sprichwort: l'appetit vient en mangeant.

Sei dem wie ihm wolle! Haben Sie sich jemals über das Gefühl des Wohlbehagens Rechenschaft gegeben, mit dem die Natur Sie begnadigt, wenn Sie sich plötzlich sagen: Ah! ich bekomme Appetit? Sicher nicht. Sie handeln nicht recht. Das ist Gleichgiltigkeit gegen sich selbst und Undankbarkeit gegen die Vorsehung.

Fühlen, daß man Appetit habe, ist ein nicht zu verachtender Genuß und ein Beweis von Gesundheit, für die man von Rechtswegen dankbar zu sein hat. In der Morgenröthe meines Appetits bin ich heiter wie ein Fink, leicht wie eine Feder, nachsichtig wie einer der Glücklichen dieser Erde, dem Alles gelingt.

Wenn wir der Holden harrten,
Wie grausam war das Warten!

sagt das Lied. Was wieder einmal beweist, wie tief die Liebe unter dem Appetit steht. Das Warten auf unser Frühstück — wie süß ist's, immer vorausgesetzt und wohlverstanden, wenn das Warten nicht zu lange dauert.

Die Erwartung eines Vergnügens ist ein reelleres Glück, als das Vergnügen selbst. Keineswegs im Fall, der uns beschäftigt. Der erwartende Appetit verursacht uns lebhafte Freude, der befriedigte eine noch viel lebhaftere. Keine Täuschungen sind mehr zu befürchten. Der Appetit kennt nicht die Kleinlichkeiten eines engen beschränkten Geistes. Je größer er ist, je leichter ist er zu befriedigen. Zweifeln Sie daran? Fragen Sie die Jäger im Jagdgrund, die Soldaten im Felde.

Habe ich Appetit — finde ich für meinen Theil Alles gut. Die einfachste Mahlzeit scheint mir ein glänzendes Fest. Das Huhn duftet mir wie der Fasan, und in Bohnen mit Hammelfleisch meine ich Trüffeln zu sehen.

Haben Sie nie zwei Freunde betrachtet, die einander gegenübersitzen und ihrem Appetit volle Befriedigung gewähren? Für sie ist Alles Freude und Gesang. Das Brod, das sie brechen, der Wein, der in die Gläser fließt, Messer und Gabel, die an das Porzellan klingen, verschaffen ihnen ein reizendes Concert. Mit welcher Ueberzeugung beißen sie in ihr Cotelette! Wie übermüthig leeren sie ihre Gläser! Sie sprechen kein Wort, sie bleiben gesammelt. Aber sobald ihr Appetit nur einigermaßen befriedigt ist, fügen sie zu den Freuden des Mahles die Freuden der Unterhaltung. Sie plaudern dann von Allem und von Nichts, von sich und von Anderen, ein unsinniges Durcheinander, gemacht, den besten Stenographen der Kammer aus der Fassung zu bringen. Politische Theorien, Stadtklatsch, philosophische Fragen, freundschaftliche Bekenntnisse, Jagd und Reisen, Sport und Theater.

Soll man nach beendigter Mahlzeit sofort vom Tisch aufstehen und sich mit Geschäften plagen? Hüten Sie sich davor! Das Fest ist nicht vollständig. Es fehlt noch das Bouquet. Verlassen Sie nicht Ihren Platz. — Lassen Sie sich den Kaffee bringen, und Sie, mein Herr, zünden Sie eine gute Cigarre an. Sie haben nicht zu viel gegessen, haben nicht zu viel getrunken. Ihr Kopf ist frei, und Ihre Verdauung leicht. Erwarten Sie das Ende. Ihr so weise befriedigter Appetit wird die ihm erwiesene Großmuth lohnen. Aber wie? Indem er Sie in das wohlige Behagen taucht. Beeilen Sie sich nicht, schlürfen Sie nur in Schlückchen Ihren Kaffee, rauchen Sie nur allmählig Ihre Cigarre und, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, schweigen Sie! In diesem reizenden Zustande fühlt man sich besser; man reicht seinem Feinde die Hand. Mit der Laune eines Bullenbeißers vor, wird man ein Engel nach Tisch. Haben Sie mit einem

Tischgenossen ein Geschäft abzumachen? Bringen Sie's erst nach der Mahlzeit zur Sprache. Wie viel bewilligt man beim Dessert, was man bei der Suppe ausgeschlagen hatte!

Bände voll könnte man über den Appetit schreiben. Erschrecken Sie nicht: ich werd' es nicht thun, denn ich habe über dem Appetit — Appetit bekommen. [2655]

Düveke.

Zu der nicht kleinen Schaar denkwürdiger Personen, welche — Manche bereits seit Jahrhunderten — den Beinamen des „Grausamen", des „Blutigen" oder des „Tyrannen" tragen, und deren Erwähnung den Laien unwillkürlich schaudern macht, weil ihm sofort Beil und Schaffot einfallen, gehört auch König Christian II. von Dänemark. Genaue Forschungen über solche als blutgierig gebrandmarkten Tyrannen bringen manchen hellen Lichtstreifen in das dunkle Bild; ein Alba, ein Philipp haben für uns längst nicht mehr den ganzen Schrecken, wie sie ihn für unsere Mütter hatten; auch der Schlimmste bietet Charakterzüge dar, die unser Urtheil unwillkürlich mildern. Freilich sind diese weichen Züge oft schwer zu finden, selten jedoch schwieriger, als bei Christian II., dem sein eigenes Volk den Beinamen des Bösen gab. Wild und unbändig von Jugend auf, hatte es kaum ein Lehrer mit dem Prinzen ausgehalten, obwohl das sechszehnte Jahrhundert nachsichtiger war, als unsere Zeit gegen die Ausbrüche eines ungezügelten Temperaments. Nur der eisernen Strenge seines Vaters, des Königs Johann, der seinem Thronerben gern eine besonders sorgfältige Erziehung gegeben hätte, gelang es, wenigstens einen fertigen Lateiner aus ihm zu bilden. Magister Conradus hieß der wackere Mann, der Christian die Sprache Latiums lehrte, deren Kenntniß Hauptbedingung einer vornehmen Erziehung war.

Uebrigens hatte der Prinz mehr, als gewöhnliche Geistesanlagen und eine eiserne Willenskraft, die freilich bald genug in Härte und Grausamkeit ausartete, nicht ohne Schuld seiner Mutter, die der weisen Strenge seines Vaters entgegen trat und den Prinzen verzog. Im einundzwanzigsten Jahre wurde er als Statthalter nach Norwegen geschickt und, klug und muthig zugleich, dämpfte er dort den Aufruhr, der sich gegen seinen Vater erhoben hatte. Hier in Norwegen, in der Stadt Bergen war es, wo der harte, eiserne Mann weich wurde, wo die Liebe über ihn kam.

Christian's Kanzler Erich Walkendorf hatte dem Prinzen von einer jungen Holländerin erzählt, deren Mutter eine kleine Gastwirthschaft hielt; die Beschreibung muß sehr lebhaft gewesen sein, denn der Prinz verlangte das Mädchen zu sehen und veranstaltete einen großen Ball, zu dem sie mit ihrer Mutter eingeladen wurde.

Jener Ball-Abend entschied das Schicksal von Düveke Wyllms, er entschied auch das von Dänemark für lange Zeit. Ja, Düveke war schön, eine schöne, stille Holländerin mit einem weichen, liebevollen Herzen. Düveke wäre kein Fluch für Dänemark geworden, sie liebte Christian und war ihm in aller Demuth unterthan, ohne über die Berechtigung einer solchen Liebe nachzudenken; der Name Düveke, d. h. Täubchen, war wie geschaffen für sie. Aber Düveke hatte eine Mutter, und die Mutter hatte ganz andere Ziele als die Tochter. Sigbrit Wyllms sah in dem Prinzen schon den künftigen König und sie wollte nichts Geringeres, als durch ihre Tochter ihn und durch ihn das Land beherrschen. Nur zu gut gelang dem schlauen, ränkevollen Weibe diese Absicht.

Düveke willigte ein, den Prinzen in seine Residenz zu begleiten, aber nur mit ihrer Mutter, und Christian war damit einverstanden.

Die schöne Holländerin führte ein behagliches, sorgenfreies Leben an der Seite des Geliebten; an die Zukunft dachte sie nicht, sondern lebte nur dem Augenblicke. Ihr selber war schwerlich Jemand gram, desto mehr Feinde aber hatte die Mutter, deren Einfluß auf den Prinzen mit jedem Tage wuchs.

Sechs Jahre schon dauerte des Prinzen Verkehr mit Düveke oder, wie er sie gern nannte, Colombine; das Jahr 1513 war gekommen, König Johann fühlte sich krank und schwach; mehrmals berief er den Sohn zu sich und wies ihn auf seine Königspflichten und Rechte hin. Endlich aber kam der Tag, da es zu Ende mit ihm ging, und seine Augen sich schlossen, voll schwerer Sorgen, denn er kannte Sigbrit Wyllms.

Im reichausgestatteten Prunksaale saß Prinz Christian neben der Geliebten, den Degen an der Seite, das Barett auf dem Haupte, die kostbare pelzverbrämte Schnur über das Wams geworfen, ein kräftiger, stattlicher Mann von einunddreißig Jahren, mit scharfen, aber nicht unedlen Zügen und funkelnden Augen. Ihr weiches Licht wirft eine Hängelampe von der Decke auf die zarte Frauengestalt in dem hochlehnigen Stuhl neben ihm; das Sammetleibchen umschließt eng die schönen Formen, durch die weiten Schlitze des Aermels schimmert die feinste Leinwand, malerisch wallt das faltige Gewand von der Taille zum Boden herab, ohne den kleinen Fuß in zierlichem Schuh zu verstecken. Perlen und edle Steine blitzen in dem reichen Haar, von dem einzelne schwere Locken in den Nacken fallen, und das süße Gesicht ist unverwandt auf den stolzen Mann gerichtet, der ihr gegenüber so mild und weich ist. Nichts rührt sich in dem Gemach, Becher und Kanne hat der Prinz bei Seite geschoben, sein treuer Jagdhund ist auf dem Teppich, der den steinernen Fußboden deckt, eingeschlummert; Christian und Düveke sitzen still beisammen, Hand in Hand.

Da fährt der Hund aus seinem Schlummer empor — lauschend erhebt er den Kopf, draußen auf den Treppen und Gallerien wird es lebendig, eine große, feste Frauenhand schlägt den schweren Vorhang zurück, der den Eingang zu dem Gemach bildet; zornig über solches Eindringen greift der Prinz nach dem Degen, ohne doch die Hand der Geliebten loszulassen, die ihre Linke besänftigend auf seine Schulter legt, denn sie hat ihre Mutter erkannt.

Hochaufgerichtet steht Sigbrit am Eingang, in starrem, dunklem Kleide, eine spitze Haube, die kein Haar sehen läßt, auf dem Kopfe und schwere Goldketten um den Hals; in ihrer Erscheinung ebenso wie im Charakter das Gegentheil ihrer Tochter, die erschrocken die drei vornehmen Herren betrachtet, die mit tiefen Verbeugungen, die Federhüte in der Hand, eintreten; Sigbrit ist nicht erschrocken, sie weiß, was das schwarze Siegel auf dem Briefe bedeutet, den der Eine trägt, sie weiß, daß sie am Ziele ist.

Aber auch Prinz Christian ist sich bald genug klar darüber, was dieser Besuch bedeutet — sein Vater ist todt — er ist König von Dänemark. Hoch auf richtet sich die mächtige Gestalt, da fühlt er den sanften Druck der weichen Finger Düveke's; sie blickt besorgt zu ihm auf: wird der König die Freundin des Prinzen nicht verstoßen? muß er nicht eine Prinzessin heimführen als

König Christian II. von Dänemark und Düveke. Zeichnung von Ludwig Löffler.

Gemahlin? und was wird dann aus dem armen Täubchen?.... Die Augen der Mutter streifen hinüber zu ihr, als wollte sie sagen: „Beruhige dich, er bleibt in meinem Bann.“ Und er blieb in diesem Bann, so lange sie lebte. Wohl stand Prinz Christian als König auf, wohl holte ihm derselbe Erich Walkendorf, der ihm zuerst von Düveke gesprochen, jetzt aus England die königliche Braut, — jene unglückliche, sanfte Isabella, die von Christian nie geliebt und ihm doch Treue gehalten in seinen schwersten Tagen, wie es nur ein Weib vermag — wohl wurde Düveke entfernt, aber nicht für lange Zeit. Sigbrit wußte des Königs Leidenschaft für ihre Tochter gut zu benutzen, Düveke mußte an den Hof zurück, und sie kam mit ihr.

Düveke war noch immer schön; vornehme Dänen warben um ihre Hand, aber ihr Herz hing an dem König, nicht einmal die unglückliche, verrathene Königin war ihr feind, und in ihres Königs Armen ist Düveke auch gestorben.

Wie unendlich Christian sie geliebt, geht schon daraus hervor, daß auch nach ihrem Tode sich in der alten Sigbrit Stellung Nichts änderte, sie war ja „ihre“ Mutter, sie konnte ihm von der Todten erzählen, das einzige Wort „Düveke“ verschaffte ihr Alles, leider nicht zu Christian's und seines Landes Heil.

Einen schreienden Contrast zu dem lichten Bilde Düveke's, deren Leben in Liebe und Lust verfloß, die wie ein Schmetterling dahin gaukelte, sorglos und heiter, bildet das der Gemahlin Christian's, der Königin Isabella. Düveke hatte nur die Tage seines Glanzes gekannt, Isabella theilte Noth und Kerker mit ihm, trotz der harten Behandlung, die er sie oft hatte erfahren lassen; sie hatte Trost und Kraft gefunden im evangelischen Bekenntniß, dem auch Christian zugethan war. Aber das Elend kam immer mächtiger über Christian, freilich durch eigene Schuld, auch Isabella starb, in Sonderburg auf der Insel Alsen schmachtete der Mann, der Tausende tyrannisirt und Ströme Blutes vergossen, lange Jahre in Gefangenschaft; ein norwegischer Zwerg und nach dessen Tode ein alter Soldat waren seine einzige Gesellschaft.

Ob Düveke, der Liebling seines Herzens, sein Elend mit ihm getragen hätte? Es war wohl eine weise Fügung des Schicksals, daß sie starb, ehe sein Stern erblich, aber oft, gar oft mag ihr lichtes Bild den einsamen Gefangenen in Sonderburg umschwebt haben.

[2733] **Ludovica Hesekiel.**

Muttersöhnchen.

Erzählung von **Adolf Oldenberg.**

I.

Was sie redeten, war Nichts, und doch hätte man den beiden Kindern immer zuhören mögen. Eugen, das Lockenköpfchen auf den Schoß seiner kleinen Wärterin gestützt, lächelte sie aufmerksam an, sie spitzte den Mund, lockte und pfiff, und der Paradiesvogel im vergoldeten Bauer daneben schrie dazwischen und nickte, als ob er die Sprache wohl verstände. Der Seidenspitz Ali, dem's zu lange währte, war von seinem Kissen aufgesprungen und zupfte ihnen an den Kleidern; die Kinder lachten laut, sprangen von ihrem Stühlchen auf und tänzelten im Zimmer umher, verfolgt und gezerrt von dem vierfüßigen Spielkameraden, als die Thür aufging, und Toni, eine hübsche Brünette, halb deutsch und halb französisch scheltend, den Knaben an sich riß und Marie in ihren Winkel verwies.

Eine große Thräne stand in dem Auge Eugen's. Er drückte sie zurück und folgte halb widerwillig der Französin. Sie zog ihn zu sich und überschüttete ihn mit ihren Schmeicheleien. Der Knabe schien unter ihrem Banne bald Mariens zu vergessen, welche in einem Buche blätterte und von Zeit zu Zeit einen traurigen Blick zu den Beiden hinüberwarf. Ihre Worte verstand sie nicht. Antoinette schien Eugen allerlei Complimente zu lehren, die er dann zierlich genug an sie zu richten wußte. Auch wurden einige französische Verse hergesagt und mit Gesten begleitet, offenbar eine kleine Rolle, mit der man die bevorstehende Abendgesellschaft überraschen wollte. Ein Paar goldne Flügelchen holte man herbei, aber versteckte sie schnell wieder, denn ein Wagen rollte in das Portal, und gleich darauf trat die Frau des Hauses, der ein Diener folgte, hastig ein und schloß ihren Sohn leidenschaftlich in die Arme.

Julie Wahrendorf hatte ihren Mann nach wenigen glücklichen Jahren verloren. Sie war sehr jung, als sie heirathete, und sie blieb Kind, selbst in ihrem Gesichtsausdrucke, wie man denn überhaupt sagen kann, daß sich Charakter, ja Lebensalter einer Frau, der Grundstimmung nach, in der Ehe nicht mehr verändert. Sie warf ein Hermelinmäntelchen über den Arm des Kammerdieners und drückte wiederholt mit unendlicher Zärtlichkeit Eugen, der etwas gelangweilt aussah, an ihr Herz. Nebeneinander erschienen sie fast als Geschwister, von denen eins das andere um Verzeihung bittet. Bald quollen die freudestrahlenden Augen Juliens von Thränen über, ihre beweglichen Züge nahmen den Ausdruck des Schmerzes an; während sie in Erinnerungen verloren schien, wußte ihr der Knabe mit einer gewissen Gewandtheit zu entschlüpfen. Eifersüchtig und mürrisch hatte sich Ali, der Seidenspitz, auf seinen Thron unter dem Vogelbauer zurückgezogen; die Blicke Juliens fielen auf ihn, und sofort eilte sie zu ihm hin, um ihn zu herzen; bald sprach sie mit dem prächtigen Hunde, bald mit dem prächtigen Vogel; Ali knurrte zufrieden, Mimi krauste die bunten Federn auf und antwortete ihr, alle drei schienen ein Herz und eine Seele, während Toni und der Kammerdiener Blicke des Einverständnisses wechselten. Er zuckte die Achseln, sie wies nach der Thür, aus welcher Marie sich leise entfernt hatte, Eugen tobte auf eigne Hand auf dem Parketboden umher und kümmerte sich um Niemand.

Bald änderte sich die Scene; man hörte in den Nebenzimmern Tische rücken, und Thüren auf- und zugehen. Julie liebte die Gesellschaft oder vielmehr, sie konnte die Einsamkeit nicht ertragen. Seit dem Tode ihres Gatten — er war durch einen Unfall auf der Jagd umgekommen — war in der Seele Juliens eine Art Gespensterscheu zurück geblieben. Sobald sie sich selbst überlassen sah, trieb dieselbe ihr spukisches Wesen, trotz ihrer natürlichen Heiterkeit. Mit Andern fühlte sie sich frei und leicht und war die Anmuth, die Seelengüte selber. Am liebsten Wirthin, weil sie sich nicht gern vom Hause trennte, bildete sie den Mittelpunkt eines kleinen, auserwählten Kreises; aber den Beifall der Gäste wußte sie mit einer gewissen unbewußten Kunst auf ihren Sohn zu lenken und wurde darin von Antoinetten trefflich unterstützt, die alle ihre Schwächen aufs genaueste kannte.

So auch an diesem Abende. Die Unterhaltung war nicht sehr unterhaltend, aber man redete doch, bewegte sich ziemlich nachlässig in sichern Formen und ließ es sich wohl schmecken. Auf bestimmte Stichwörter erfolgten gewisse Anekdoten von der Cousine Hofdame, dem Onkel Wirklichem Geheimrath; Julie war ein wenig unaufmerksamer, wie sonst, und sah mit einer erzwungenen Heiterkeit auf den Lippen immer von neuem nach einer Thür hin, denn ein Platz zwischen zwei liebenswürdigen jungen Damen war leer geblieben, der Platz ihres Sohnes. Fräulein Clarissa, die den Stuhl neben ihr gewonnen, suchte sich ihrer zu bemächtigen. Fräulein Clarissa befand sich in dem Alter, in welchem Mädchen verständigen Charakters eine Art achtungsvollen Mitleidens einflößen, wo die Jugend wie die untergehende Sonne gewissermaßen zusehends vor unsren Augen schwindet. Ihre durchsichtige Blässe und die bedenkliche Schärfe, welche ihre feinen Linien annahmen, begannen ihr etwas Matronenhaftes zu verleihen; doch bei lebhafter Unterhaltung, wenn ein Lächeln ihre Lippen, eine Röthe ihre Wangen belebte, war sie völlig umgewandelt. So erschien sie auch jetzt, wo sie von ihrem Bruder Herbert sprach, den sie schwärmerisch liebte. Natürlich verfolgte sie ihren Plan. Sie gehörte einer verarmten Familie an; ihr Bruder war durch einen stolzen Unabhängigkeitssinn in einen Conflict mit seiner Stellung gerathen und fühlte sich ihr wie der ganzen Gesellschaft, der er angehörte, entwachsen; sie hätte gar zu gern ein Verhältniß zwischen ihm und Julien geknüpft, der er von früher Jugend her noch in angenehmer Erinnerung stand, und meinte Beiden damit einen guten Dienst zu thun, denn ihre Freundin bedurfte offenbar einer zuverlässigen Stütze. Freundliche Jugenderinnerungen wurden mit Geschick belebt, nicht ohne Interesse ging Julie darauf ein; manch edler Charakterzug Herbert's erregte Theilnahme und Bewunderung, aber dazwischen blickte sie bald nach dem leeren Platze ihres Sohnes, bald nach der Thür. Bei der inneren Spannung der Wirthin trat eine allgemeine Stille ein, es ging, wie man zu sagen pflegt, ein Engel durchs Zimmer; diese Pause benutzte geschickt die Freundin der Cousine der Hofdame und bewegte sich mit einem Notenheft an das Clavier, hinter sie trat geschäftig der Neffe des Wirklichen Geheimraths, und eben erzitterten die Fenster von den ersten Tönen der Arie, als die Gesellschaft von den Sitzen aufsprang und in einen Ruf des Erstaunens ausbrach, denn schöner, als ein Engel, schwebte Eugen herein, mit goldenem Köcher an der Seite, goldenen Fittigen an den Schultern, als Liebesgott phantastisch aufgeputzt; in der offenen Thür stand stolz Antoinette. Doch er winkte mit dem Pfeile, den er in der einen Hand trug, Alles lauschte; mit der Grazie eines gewandten Schauspielers sagte Amor seine Verse her, die in deutscher Sprache sich nicht für den Darsteller geschickt hätten; von neuem beschwichtigte er den Beifall, näherte sich, den Bogen über die Schulter werfend, dem Kreise und zog, während er an jeden Einzelnen der Gäste herantrat, aus dem emporgehobenen Köcher ein niedliches Geschenk nach dem andern, das er mit reizenden Worten und schalkhaftem Lächeln überreichte. Ein Jeder fühlte sich aufs äußerste geschmeichelt, die Damen sahen erröthend und mit strahlenden Augen bald das Geschenk und bald den Geber an, der Beifallssturm aber fand keine Grenzen, als der Köcher zu einem Füllhorn wurde, und nach einem wohlbekannten Zauberkunststück die herrlichsten Blumen immer neu aus ihm hervorquollen, und sich ein ganzer tropischer Garten mit vollen Händen über die Gesellschaft ausschüttete. Jauchzend bückte man sich danach, eine überirdische Erscheinung stand triumphirend Eugen da, man drängte sich um ihn, herzte und küßte ihn, die Mutter schwamm in Seligkeit, Antoinette aber winkte und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, denn der eigentliche Schlußeffect, auf den sie es abgesehen, war unter dem Applaus vergessen. Man beglückwünschte Julie; mit Mühe sammelte man sich wieder, die Trophäen vor sich, an der Tafel; Eugen zwischen seinen schönen überglücklichen Nachbarinnen Gegenstand der allgemeinen Huldigungen, nach dessen Blicken man geizte, jetzt anklingend, jetzt sich unter einem Blüthenberge versteckend, wurde immer wilder und ausgelassener. Da rauschten Accorde, und siehe da, die Freundin der Cousine der Hofdame saß wieder am Clavier, wieder erzitterten die Fenster, und die Arie nahm wie eine unterbrochene Erzählung mit dem letztgesungenen Tone ihren Fortgang, überdröhnt von Gespräch und Gelächter. Plötzlich hatte sich Eugen auf den Tisch geschwungen und tanzte nach dem Takte der Musik, wie von seinen Flügeln zwischen Tafelaufsätzen und Gläsern dahingetragen, mit dem glühenden Gesicht der Mänade; Julie versuchte umsonst ihn herabzulocken und stimmte bald in den Beifall der Uebrigen ein. Jetzt flogen Amor's Sandalen in das Toupé der musikalischen Freundin; entrüstet suchte sie zu lächeln, während sie eine falsche Locke vom Boden sammelte, die ihr der Neffe des Geheimraths wie ein geschickter Friseur anheftete. Die Mutter stand wehrlos in Verzweiflung, mehrere Damen flüchteten, Eugen wüthete fort, sein Pfeil fiel auf Clarissa, die Fetzen seiner Flügel auf seine Nachbarinnen, und schließlich sank er mit der einbrechenden Tafel zur Erde nieder. In Schrecken und Verlegenheit umstand man ihn zwischen den zerbrochenen Vasen und verschütteten Weinen, die Mutter rang in Todesängsten um ihren Sohn die Hände, der wie entseelt unter den Trümmern dalag, Clarissa goß ein Riechfläschchen über seine Stirn aus. Er schlug die Augen auf, die Damen athmeten wieder, umarmten und küßten ihn und sahen dazwischen mit Jammerblicken auf ihre verletzten Garderoben. Bleich vor Aerger stampfte Antoinette mit dem Fuße, und wie aus einem Traum erwachend richtete sich Eugen auf, trat vor seine Mutter, küßte ihr die Hand und überreichte ihr schnellgefaßt seinen Bogen mit den Schlußworten seiner Rolle, deren Sinn war, daß der Preis der Anmuth und des Seelenzaubers Niemand anders, als der himmlischen Mutter Cupido's gebühre. Da brachen die Gruppen der Umstehenden in Jubelrufe aus, der Neffe versicherte, längst selber auf denselben Einfall gekommen zu sein, man gratulirte ihr, stolz zog sie ihren Sohn an ihr Herz, und Alles war vergeben und vergessen. Um die Familienscene vollständig zu machen, sprang der Seidenspitz Ali an ihnen auf. Gerührt wandte sich Julie zu ihm, aber o Schrecken! Ali's Halsband war verschwunden. Dienstfertig suchte danach Toni, es war nicht zu finden. Das verstimmte wieder Julien sehr.

Mit gemischten Gefühlen und vielem Dank hatten sich die Gäste zerstreut. Es wurde in den Gesellschaftsräumen dunkel. Erregt und etwas mißgestimmt blieb die Wirthin mit der Französin an einem Tische sitzen; in einem Lehnstuhl war Eugen fest eingeschlafen. Antoinette mußte ihr Karten legen, wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen, das erheiterte die Herrin. Neugieriger und bewegter, als sonst, fragte sie heute das Schicksal; der König verfolgte sie; aber wie oft man auch die Karten zusammenwarf, es wollte zu keiner Vereinigung kommen. Halb mißmuthig stand sie auf und setzte sich wieder, Toni war unermüdlich. — „Sehen Sie nur,“ sagte die Französin, „Ihre Feindin, die Ihnen keine Ruhe läßt.“ „Ich wüßte nicht,“ versetzte Julie, „welches Wesen mir feindlich sein sollte.“ „Wieder! und wieder!“ sprach Toni, „es ist Marie.“ Julie lächelte. — „Hüten Sie sich vor der Kleinen, das Orakel trügt nicht. Und vermissen Sie nicht das Halsband mit den echten Perlen?“ Julie, ungläubig den Kopf schüttelnd, erinnerte sich, daß sie ihren Schmuck noch nicht abgelegt hatte, und breitete aus der Schatulle ihre Juwelen über die Karten aus. Um die Wette leuchteten die Augen Antoinettens und die Demantringe und Perlenschnüre, die im trüben Kerzenlichte flimmerten. Marie, die lange vergeblich gewartet, trat unbemerkt herein und trug Eugen zu Bette. Lächelnd streckte er die Arme zu ihr aus und schlief wieder bei den ersten Worten des Abendsegens. Sie holte eine alte Bibel hervor, aber auch ihr fielen bald die Augen zu. Indeß wurden auch für Eugen die Karten gemischt; Frau Wahrendorf vermißte ihn, eilte ins Schlafzimmer und stand gerührt von dem Anblick: Marie hatte, in der Schürze die Bibel, sich über den Knaben geneigt, und umflossen vom Dämmerlichte der Nachtlampe schlummerten in seligem Frieden die beiden Kinder. „Könnte ich allen Segen der Welt auf dich ausschütten!“ rief Julie, indem sie die schöne Stirn Eugen's küßte, „könnt' ich jeden Stein, jeden Strohhalm aus deinem Wege tragen, jeden Schmerz dir fernhalten, o könnt' ich die unbezahlte Schuld einlösen dem Kinde des Frühverblichenen! Wie gern gäb' ich mein Glück, meine Seele hin!“ Darauf weckte sie sanft Marie und redete freundlich mit ihr. „Doch warum,“ sprach sie, „ein so schlecht gebundenes Buch? nimm lieber meine Sachen.“ „Lassen Sie mir dieses alte Buch,“ erwiederte die Kleine, „der goldene Einband ist nur für reiche Leute.“ — „Wonne, Liebesglück und jede Freude für Eugen!“ schrie daneben Toni. — „Wirklich?“ fragte Julie und neigte sich über den Kartentisch, während die Kerze im Begriff war zu verlöschen.

Am nächsten Vormittage wurde nach dem Halsbande das ganze Haus umgekehrt, man fand es nicht. Auf Betrieb Toni's öffnete man endlich die Kiste Mariens, und siehe da, es lag ganz unten. „Entweder ich oder sie!“ rief die Französin; „mit der Diebin zusammen bleib' ich keinen Augenblick. Gestern hatte sie's in der Hand, als sie mit dem Kinde spielte.“ Sofort sollte Marie das Haus verlassen. Während der traurigen Verhandlungen trat, von seinem Meister gesandt, ein Bube in den Hausflur. Mit ihrem Päckchen unter dem Arm trat bleich und abgehärmt ihm Marie entgegen. „Sie eine Diebin?“ rief der Junge, „is nich, die kenn' ich, ein Schelm, wer das behauptet! Sie ist guter Leute Kind und aus meiner Nachbarschaft.“ Und damit warf er die Stiefelchen, die er trug, auf die Marmorstufen und sprach, Mariens Hand fassend: „Komm, ich will Dich zu Deiner Alten bringen, die Leute hier sind nicht werth, daß Du Dir derowegen Deine Augen beschädigst, adies!“ Von innen schrie kläglich der Paradiesvogel, Marie wandte sich, und mit ihr ging der gute Engel des Hauses. Eugen ließ die rothen Reiterstiefelchen unbeachtet liegen und saß lange in sich gekehrt, schluchzend da.

II.

Eugen gedieh herrlich, er war der Abgott der Damen. Welche Mutter wäre nicht stolz auf einen solchen Sohn gewesen? Eugen's Talente waren so vielseitig, daß es schwer war, sie auf ein Ziel zu richten. Und wozu auch, bei seinem großen Vermögen? Um nur eins zu nennen, er besaß ein bewunderungswürdiges Geschick zum Carricaturenzeichnen. Wehe denen, die ihn unterrichten mußten! Von Allen, die sich ihm näherten, hatte er sofort die schwache Seite heraus. Seine Einfälle konnten das ganze Haus erheitern. Ein zu possirlicher Schelm! Und er lernte im Fluge, im Spiel, wenn es ihm beliebte. War es da ein Wunder, wenn es ihm erging wie dem Prinzen im Zaubermärchen, dessen Wünsche sich eher erfüllten, als er sie aussprach? Pferde, Wagen, Geld und was sonst noch! Zwar Etwas nagte am Herzen der Mutter: er nahm Alles wie einen schuldigen Tribut entgegen, ohne Erkenntlichkeit für ihre Liebe. Wie oft fühlte sie sich von ihm abgestoßen, ja beleidigt, während Antoinette einen immer größeren Einfluß auf ihn gewann, den sie sich nicht erklären konnte, weil sie für so Manches blind war. Durch immer größere Liebeserweisungen suchte sie ihn an sich zu fesseln, wie oft vergeblich! Aber dann wußte er wieder so fein zu schmeicheln, sie mit einem solchen Aufwande kindlicher Zärtlichkeit zu überschütten, daß sie ganz selig war.

Neben ihrem Hause lebte in einem Dachstübchen von seiner kargen Pension der sogenannte ewige Leutnant und sah, die Nase links geschwenkt in der Richtung ihrer Wohnung, sein Pfeifchen im Munde, aus dem Fenster. Die lange Gewohnheit und einige Schattenrisse, die er einst Eugen hinabwarf, hatten eine Art Vertraulichkeit zwischen den Nachbarn herbeigeführt. Wenn er stundenlang vom Fenster verschwunden war, so hatte er gewiß einen Besuch im Schilde. Er trug ein kleines Reibeisenschnurbärtchen aus der Zeit Friedrich Wilhelm's des Dritten und einen verschossenen Militärleibrock mit einem Schwalbenschwänzchen. War Alles wohlgestriegelt und gebügelt, und hatte er sich noch einmal in seinem Rasirspiegelchen gemustert, so schritt er an die Wand, zog seine friedliche Klinge aus der Scheide, führte erst zwei Lufthiebe, einen rechts und einen links, dann einen Stich, steckte wieder den Degen an der Wand ein und stieg darauf entschlossen zu seiner Frau Nachbarin nieder. Diese hörte gern seinen wohlgemeinten Rath und befolgte ihn niemals. Denn es ist nicht gleichgiltig, welches Gesicht und Anstand eines Mannes sind, der einer Frau Rath ertheilt, selbst wenn es eine edle Frau ist.

Des jungen Menschen Ansprüche wuchsen in einem selbst für seine Mutter bedenklichen Grade. Sie hätte ihnen auch Widerstand geleistet, wenn er nur nicht so fatale Kopfnerven gehabt hätte. Aber machte sie nur den Versuch, ihm irgend Etwas abzuschlagen, so bekam er sofort seine Erbmigräne, die sich in schlimmen Fällen bis zur Ohnmacht steigerte, und da konnte kein Arzt helfen. Sobald ihm aber sein Wille geschehen war, stand er wieder auf seinen Füßen, trällerte eine Melodie aus der letzten Oper und gab der Guten die schönsten Schmeichelnamen. Dann dauerte es lange, bis sie ihn wiedersah, und sie weinte sehr. „Possen!“ rief der ewige Leutnant, „Sie müssen es ihm austreiben“, und dabei setzte er, hochaufgerichtet, seine langen Arme in die Bewegung von Windmühlenflügeln. Plötzlich stand in einem prächtigen Jägerröckchen Eugen hinter ihm, trat einen Schritt vor und richtete auf ihn einen so durchbohrenden Blick des Hohns, der Verachtung und Ueberlegenheit, daß der Leutnant hätte in die Erde sinken mögen, sein Reibeisenschnurbärtchen sträubte sich vor Angst empor. Die Mutter war sehr verlegen. Wie klein erschien ihr der große Leutnant, wie ungeschickt und geschmacklos, und wie groß ihr Sohn mit seiner Tournüre, um die ihn ein Prinz hätte beneiden können.

Wenn sie dann mit verweinten Augen dasaß, kam öfters Clarissa, weinte ebenfalls und erzählte von ihrem Bruder Herbert. „O wie glücklich könnten wir Alle zusammen sein!“ rief sie einmal aus, schlug die Augen gen Himmel, drückte krampfhaft Juliens Hand und lächelte wieder, während Jugend und Alter in ihrem Gesichte kämpften. Julie lenkte kleinlaut das Gespräch auf die Zukunft Eugen's. Clarissa umarmte sie stürmisch wie gewöhnlich und eilte fort. Wenige Tage darauf erschien zum ersten Mal Herbert selber, um sich zu empfehlen; er wanderte nach Amerika aus. Julie war überrascht und bewegt. Da trat Eugen trällernd ein, aber stand wie gebannt in scheuer Ehrfurcht vor dem Manne, in dessen bedeutungsvolle Züge sich seine inneren Kämpfe geprägt hatten. Er reichte Herbert die Hand und rief: „Nehmen Sie mich mit, für Sie will ich arbeiten.“ — „Bleiben Sie hier!“ sprach Julie. — „Es ist zu spät, bald schwimm' ich auf dem Weltmeer.“ — Welches Opfer hatte Julie ihrem Sohne gebracht!

Wir gehen durch das Leben wie durch Nebelfelder, die von Wiesengründen Nachts emporsteigen; ein matter Lichtschimmer zieht mit unseren umhüllten Schritten fort. Wieder schwanden Jahre immer neuer Hoffnungen und Täuschungen. Nach hartem Ringen entschloß sich Julie zur Trennung von ihrem Sohne, aber doch wollte sie ihn im Auge behalten und ließ ihn eine Wohnung in ihrer Nähe beziehen; Antoinette und der Kammerdiener Franz, die sich indeß geheirathet hatten, sollten ihm die Wirthschaft führen. Bei dem Abschiede fiel plötzlich der Paradiesvogel Mimi todt in seinem goldnen Bauer nieder. Auch der treue ewige Leutnant verschwand und, ach, für immer von seinem Fenster. Dafür aber pflegte Julie hinauszublicken, und wenn Nachts aus der hellerleuchteten Fensterreihe ihres Sohnes verworrene Jubelrufe zu ihr drangen, preßte sich ihr Herz zusammen, und mit zitternden Lippen betete sie für ihn.

III.

Fräulein Clarissa folgte ihrem Bruder und schrieb, daß sie einen redlichen Farmer geheirathet habe. Juliens Vermögensverhältnisse geriethen mehr und mehr in Zerrüttung. Ihr Liebling war ihr Tyrann geworden, er betrat nur ihre Schwelle, um Geld zu erpressen, und wenn sie keins flüssig machen konnte, mußten ihre Juwelen herhalten. Einmal in ihrer Angst, als wieder die nächtigen Jubelrufe zu ihr tönten, faßte sie sich ein Herz und ging Eugen aufzusuchen. Ihr trat Franz entgegen, an seinem Finger blitzte ein Diamantring, der ihr einst gehört hatte. „Gebt mir mein Kind wieder!“ rief Julie. Von innen erklang gellendes Gelächter. Stattlich mit frecher Ruhe blickte sie der frühere Kammerdiener an, verneigte sich tief und öffnete gebieterisch die Flurthür. — Nicht lange darauf war Frau Wahrendorf eine Bettlerin. Als sie ihre Wohnung auf immer verließ, stand vor einem Schaufenster der Neffe des Geheimraths, Arm in Arm mit der Freundin der Cousine der Hofdame, und faßte schon mechanisch den Hut zum Gruße, aber blickte schnell wieder weg. Ihr ganzer auserwählter Kreis hatte sie verlassen. Niemand kümmerte sich um sie, als ein kleiner halbblödsinniger Junge, dem sie einmal eine geringe Wohlthat erwiesen hatte, der sie nun traf und für sie bettelte. Durch diesen wurde zufällig Marie von ihrem Schicksal unterrichtet, jetzt Gattin jenes braven Handwerkers, der sie einst aus dem Hause der Frau Wahrendorf geführt hatte. Sie suchte die Unglückliche auf, gab ihr eine reinliche Kammer neben ihrem Häuschen und sorgte treulich für sie. Julie erholte sich wieder ein wenig und machte es sich wohnlich mit den kleinen Resten ihrer Habe. In einem hölzernen Bauer hing ausgestopft Mimi, auf einem vergilbten Kissen lag, ebenfalls längst verstorben, der Seidenspitz; außerdem besaß sie noch ein paar Ringe, ein werthloses Diadem, dessen Steine ausgebrochen waren, und noch geringere Erinnerungszeichen. Aber auch das Armseligste wußte sie schön und vornehm zu halten, und Marie, die sie täglich besuchte, behandelte sie nach wie vor als ihre Herrin.

Zu gleicher Zeit mit Julien hatte auch Eugen seiner Wohnung den Rücken gewandt. Er folgte Antoinetten, die eine niedrige Wirthschaft gründete. Hier wurde er zu Sklavendiensten gezwungen und dann weggejagt. Er erfuhr alle Qualen der Verworfenheit. Endlich gelang es ihm, den Aufenthalt seiner Mutter ausfindig zu machen, ihr nahm er die letzten Werthsachen. „Willst Du nicht arbeiten?“ sagte einst Marie freundlich zu ihm, „mein Mann wird Dich so schöne Sächelchen machen lehren, wie er sie Dir einst als Bursche gebracht hat.“ Er lachte sie aus. Nun sorgte sie dafür, daß man ihn nicht mehr zu der Unglücklichen einließ.

Seitdem wurde Julie schwächer. Eines Abends lag sie im Fieberschauer, ein altes Hermelinmäntelchen um die Schultern, in ihrem Bett, über welches verblichene Seide kunstvoll drappirt war, da hörte sie ein Knistern draußen, ihre Augen starrten, sie glaubte das Gesicht ihres Sohnes zu erkennen, das gierig durchs Fenster blickte. Er war es wirklich, er hatte sich hinaufgeschwungen an der Mauer, leise klirrte es, und er sprang ins Zimmer. „Ich habe Nichts!“ sprach flüsternd Julie. „Du lügst,“ schrie Eugen und stand auf einem Tisch, von dem er Alles übersehen konnte. — „Hab' ich Dir nicht gegeben, soviel ich konnte,“ sprach Julie weiter, „hab' ich Dir nicht jeden Willen gethan?“ — „Fluch Dir, daß Du so thatest,“ rief Eugen, „sieh mich an, hättest du mich nicht geboren!“ — In ihrer Fieberphantasie sah sie ihn bald als kleinen Amor, bald in seiner wirklichen Gestalt. Er reckte sich empor, er glaubte auf einem Brett etwas Glänzendes zu erkennen und warf es mit Hohngelächter weg, es war der Liebespfeil, den die Mutter aufbewahrt hatte. Indem brach der Tisch, auf dem er stand, zusammen, im Niedersinken riß er das Vogelbauer herab, das auf den ausgestopften Ali stürzte und diesen ebenfalls von seinem Kissen zur Erde warf. Eugen raffte sich auf und trat drohend an das Bett, aber die Augen Juliens waren gebrochen.

Er saß auf einem Stuhle, seine entstellte Stirn in den Händen bergend; da that sich sacht die Thür auf, und Gerichtsdiener traten ins Zimmer. [2738]

Ende.

Die Namen der Wochentage.

Von Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

I.

Sonntag.

Erst im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ist die babylonische Planetenwoche zu sieben Tagen über Egypten bis Rom gedrungen und hat von dort aus zwei Jahrhunderte später Eingang bei den heidnischen Germanen und Slaven gefunden.

Wie die Römer benannten auch die Germanen die einzelnen Tage der Woche meist nach ihren heidnischen Gottheiten, und diese Benennungen haben sich zum größten Theil unverändert bis auf die Gegenwart erhalten. Nur der Name des letzten Tages, des dies Saturni der Römer, ward mit wenigen Ausnahmen von slavischen, romanischen und germanischen Stämmen dem jüdischen Sabbath nachgebildet, und der erste Tag, der dies Solis der Römer, verwandelte sich bei den Völkern romanischer Abstammung nach der Bekehrung zum Christenthum in den „Tag des Herrn.“ *) Ebenso wurde aus dem Tage Wôdan's oder Odhinn's, dem dies Mercurii der Römer, in Deutschland allmählig der Mittwoch, die Mitte der Woche, und aus dem Tage Thunar's oder Thôr's, des Blitzeschleuderers, in Baiern „Phingtag“, der fünfte Tag der Woche.

Ueberhaupt fand die Gewohnheit der römischen Kirche, in den lateinischen Urkunden und Erlassen die Wochentage nach ihrer Folgezahl zu benennen, mannichfache Nachahmung, indem nicht allein die Portugiesen die Tage vom Montag bis Freitag als segunda, terça, quarta, quinta und sexta feira bezeichneten, sondern auch die Völker slavischen und finnischen Ursprungs entweder blos für einige oder für alle Tage der Woche mit Ausnahme des Sonntags Namen und Zahlen bildeten.

Nur ließen sie, der jüdisch-christlichen Anschauung gemäß, den „Ruhtag“ oder „heiligen Tag“ den sechs Arbeitstagen folgen und bestimmten den „Tag nach dem Ruhetag“, den Montag der Romanen und Germanen, zum Anfangstag der Woche, während in der römischen Kirchensprache der Sonntag oder Tag des Herrn feria prima, erster Tag, und der Sonnabend feria septima, siebenter Tag, heißt.

Um daher nicht in Widerspruch mit der kirchlich üblichen Reihenfolge der Tage zu gerathen, wollen auch wir unsere Betrachtung über die verschiedenen Namen der Wochentage mit unserem Sonntag oder Sunnendag, dem Tag der Sonne, beginnen, welcher bei den Russen der Auferstehungstag, bei den übrigen Slaven der Nichtarbeitstag, bei den Letten, Esthen, Finnen und Lappen der heilige Tag und bei den Magyaren, dem Türkischen nachgebildet, der Meßtag oder Markttag heißt.

Es ist zugleich der namenreichste Tag der ganzen Woche,

*) Das französische dimanche, italienische domenica, spanische und portugiesische domingo stammt vom lateinischen dominica oder dies dominicus, Tag des Herrn, her.

Lied.

Langsam und sanft. Comp. von H. Truhn.

Sei wohl - ge - muth und trau' dem Herrn, er zie - het sacht im Lauf der Zeit die Er - de und die lich - ten Stern' an's Herz in sei - ne E - wig - keit. Das Un - ge - mach ist stark und viel, ein schar - fes Schwert, das Wun - den schlägt; doch führt auch uns zum Glück, zum Ziel, der die - se Welt gen Him - mel trägt. Sei wohl - ge - muth und trau' dem Herrn, der die - se Welt gen Him - mel trägt, der die - se Welt gen Him - mel trägt.

p rfz Ped. rfz fz f rfz fz Ped. p rfz p ritard. pp Ped. * Ped. pp

[2742]

denn wir haben einen alten und neuen, einen weißen, schwarzen, grünen und goldenen, einen kleinen und großen, einen Rosen-, Bohnen-, Hanf-, Oliven- und Palmen-Sonntag, einen Mädchen-, Königs- und Bauern-Sonntag, einen stillen und fröhlichen, einen fetten und mehrere Fastensonntage, einen Funken-, Scheiben- und Fackel-Sonntag, einen Boot-, Fladen- und Käse-Sonntag, sogar einen leeren, einen Narrheiten- und Todten-Sonntag.

Der letztere fällt bei den Deutschen auf den Sonntag Laetare, bei den Czechen auf den Sonntag Judica und verdankt seinen Namen der Sitte des Todaustragens, d. h. dem Volksbrauch, eine Figur des Todes, unter welcher der Winter gemeint ist, herumzutragen und dann zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen.

Der Narrheiten-Sonntag (gekkernyenzondag) ist in den vlämischen Städten Belgiens der Sonntag Invocavit, die große Fastnacht (de groote vastenavend), den man als letzten Carnevalstag möglichst genußreich zu verleben sucht, indem man Maskenaufzüge, Schmausereien und Bälle veranstaltet.

Leerer Sonntag (dominica vacans) heißt jeder Sonntag, der kein eigenes Kirchenamt hat, besonders der nach Weihnachten und der nach Neujahr, wenn dieses oder der Weihnachtstag nicht selbst auf einen Sonntag fällt. Bei den Czechen gehört der leere Sonntag zu den Tagen, an welchen arme Kinder von Haus zu Haus ziehen und Koleda- oder Weihnachtslieder singen.

In Appenzell pflegt man den ersten Sonntag nach Neujahr den neuen, den letzten im Jahre dagegen den alten Sonntag (Alt Sonntig) zu nennen. Ebendort ist die Bezeichnung Fladasonntig, Fladensonntag, für den Sonntag nach Lichtmeß (2. Februar) üblich, an welchem früher die Wirthe ihren Stammgästen Fladen zum Besten gaben, und noch jetzt die jungen Burschen mit ihren Mädchen das Wirthshaus besuchen, um sich mit diesen Leckerbissen gütlich zu thun.

Aus ähnlichem Grunde führt in der Umgegend von Turnhout in Belgien der Sonntag in der Octave von St. Peter (29. Juni), an dem das Gesinde den Dienst wechselt und sich in den Schenken herumtreibt, den Namen Zuckersonntag (Suikerenzondag), und in Cumberland und anderen Grafschaften des nördlichen Englands der dritte, mitunter auch ein anderer Sonntag im Monat Mai den Namen Zuckerwassersonntag (Sugar- and Water-Sunday). An ihm pflegen nämlich die jungen Leute beiderlei Geschlechts aus den benachbarten Dörfern an gewissen Quellen zusammen zu kommen und Wasser daraus mit Zucker zu trinken, den die Mädchen mitbringen, worauf die Burschen, um Nichts schuldig zu bleiben, jene in einem Alehaus mit Ale (Bier), Kuchen, Punsch und dergleichen tractiren.

Auch die Benennungen Brod-, Huzel- und Käse-Sonntag haben zum Theil dieselbe Veranlassung, indem es in der Rhön und dem Vogelsgebirge Brauch ist, am Fastensonntag Huzeln oder Backbirnen zu kochen, und an den Ufern der Maas der Glaube herrscht, man müsse an diesem Tage siebenerlei Brod essen, weshalb man sich gegenseitig Besuche macht und überall mit Brod und Käse bewirthet wird. In Tirol, wo der erste Fastensonntag ebenfalls Käse-Sonntag heißt, bezieht sich jedoch dieser Name auf die Käsemärkte, welche in mehreren Städten gehalten werden, damit sich deren Bewohner für die begonnene lange Fastenzeit mit Käse versorgen können.

Als feister oder fetter Sonntag ist in Deutschland, Frankreich, Belgien und den Niederlanden der Fastnachtssonntag bekannt, der an der Werra bis zu Anfang dieses Jahrhunderts der Gülden-Schnitten-Sonntag hieß, weil dort die Gewohnheit herrschte, an demselben die in Ei getränkten und in Schmalz gebackenen Weckschnitten (Gülden-Schnitten) zu essen. In neuerer Zeit ist diese Gewohnheit und mit ihr der Name des Sonntags auf den nächstfolgenden Sonntag übertragen worden.

In England erhielt der fünfte Fastensonntag, an welchem es allgemeiner Brauch ist, eine Schüssel in Fett gerösteter Erbsen (carlings) zu bereiten, die Benennung Erbsensonntag (Carling-Sunday), und der Sonntag nach Allerheiligen von den Pfefferkuchen, die man in West-Riding am 5. November bäckt, den Namen Parkin-Sunday.

Dagegen schreibt sich die in Brügge und Ypern für den zweiten Fastensonntag übliche Bezeichnung Brezel-Sonntag (Craecke-Zondag) von der großen Brezel her, um die man ehemals an diesem Tage dort schoß, sowie die Bezeichnung Bohnensonntag für den Sonntag nach Ostern in Solothurn von der frommen Stiftung, welche vorschrieb, daß früher zum Gedächtniß der thebaischen Leiber alle Personen, die am Sonntag nach Ostern zum Gottesdienst in den Münster kämen, eine Bohne erhalten sollten, um dafür ein Gebet zu sprechen.

Die in vielen Gegenden noch jetzt nicht verschwundene Sitte, am ersten Fastensonntag Abends Freudenfeuer anzuzünden, hat ihm je nach der Art derselben die Namen Fackelsonntag, Hanfsonntag, Funkensonntag, Scheibensonntag, Holepfannsonntag, Hütten-, Schöf- und Burgsonntag verschafft.

Die letzten drei Benennungen sind in der Eifel üblich, wo die Jugend eine sogenannte „Hütte" oder „Burg" erbaut und in Brand setzt. Um Stroh und Reisig dafür zu sammeln, ziehen an einigen Orten die Knaben Nachmittags mit einem Strohmann herum, der eine Pfeife aus einer Kartoffel oder Rübe im Munde, einen Hut auf dem Kopfe und ein Tuch um den Hals hat, und singen dabei:

Stroh, Stroh und Schanzen,
Schier (heut) Abend geh'n wir tanzen.
Get (gebt) uns jet (etwas) und laßt uns gohn (gehen),
Wir hon (haben) der Düren (Thüren) noch mieh (mehr) zu gohn.
Wir stien (stehen) auf spitzen Steinen,
Wir duhn (thun) uns wieh (weh) an den Beinen.

Dann wird der Strohmann auf die von dem gesammelten Brennmaterial erbaute Hütte gestellt, diese angezündet und unter großem Jubel mitsammt dem Manne verbrannt.

In Schwaben, Baiern, Tirol, Vorarlberg und der deutschen Schweiz, wo das Scheibenschlagen oder Scheibentreiben gebräuchlich ist, ziehen die jungen Burschen gegen Abend auf einen Berg hinaus, schüren ein großes Feuer an, das in Tirol „Holepfannfeuer", anderwärts „Funkenfeuer" genannt wird, und lassen dann hölzerne Scheiben, die in der Mitte ein Loch haben, um sie werfen zu können, brennend in feurigen Bogen durch die Luft ins Thal hinab fliegen. Daher heißt dieser Sonntag in Tirol Holepfannsonntag, in den übrigen Gegenden bald Scheiben-, bald Funken-Sonntag.

In Frankreich und Belgien dagegen, wo die Kinder blos mit brennenden Fackeln herumlaufen oder Werg anzünden, wird der Tag Fackel-Sonntag (dimanche des brandons oder des bordes, in Valenciennes: dimanche des bonhours, in Ypern borrelle-zondag) oder, wie in der Dauphiné, Hanf-Sonntag (dimanche de la Chanobière) genannt.

Daß ein Tag, welcher so viel Vergnügungen bietet, wie der erste Fastensonntag, dem Volk als Freudensonntag gilt, ist leicht erklärlich. Nur muß man ihn als solchen nicht mit dem fröhlichen Sonntag verwechseln, welcher dem kirchlichen Sonntag Laetare entspricht, der ebenfalls mit Namen reich gesegnet ist.

Da er in die Mitte der Fastenzeit fällt, wird er der Sonntag zu Mittfasten, in Schweden Midfastan-Söndag, in Frankreich Mi-Carême, in den Niederlanden Halfvasten, und weil der Papst an ihm die goldene Rose weiht, die er an hohe Fürstinnen zu verschenken pflegt, der Rosensonntag genannt.

Von der Epistel des Tages, die Speisung der fünftausend Menschen oder vom ersten Morgentext, welcher erzählt, wie Joseph seine Brüder bewirthete, heißt Laetare in England noch immer der Erfrischungssonntag (Refreshment-Sunday), und von der Sitte, die noch in manchen Theilen Englands herrscht, daß die Dienstboten und Lehrjungen an diesem Tage ihre Eltern besuchen und ihnen Kuchen oder andere kleine Leckereien mitbringen, was man mit dem Ausdruck to go a mothering, zur Mutter gehen, bezeichnet, der Mothering-Sunday. Ursprünglich soll jedoch unter der „Mutter", die man besuchte, die „Mutter Kirche" gemeint gewesen sein, welcher man am 4. Fastensonntag Geschenke als Opfer brachte.

In der Gegend von Gmunden in Ober-Oesterreich, wo die Mädchen am Sonntag Laetare von ihren Liebhabern ins Wirthshaus geführt werden, ist derselbe als Lieb-bestätt-Sonntag bekannt, und bei den Czechen wird er, vielleicht wegen der Umzüge der Kinder, die an ihm Statt finden, der gesellige Sonntag genannt.

Als Gegensatz zu diesem fröhlichen Sonntag dient der darauffolgende fünfte Sonntag in der Fasten, der nach den Eingangsworten der Messe lateinisch Judica, in Krain aber der stille, und in Deutschland wie in Böhmen der schwarze Sonntag heißt, weil an ihm die Altäre in den katholischen Kirchen mit einem schwarzen Tuch verhüllt werden.

Der Palm-Sonntag, an welchem es in der römischen und griechischen Kirche Brauch ist, zum Andenken an den festlichen Einzug Christi in Jerusalem Zweige von Palmen, Oliven, Weiden oder Buchsbaum, die Blätter oder Knospen haben, feierlich zu weihen, wird in Italien bald Palmen-, bald Oliven-Sonntag, von den Esthen Palmbaum-Sonntag, von allen Germanen Palmsonntag, bei den Russen Palmsonntag oder bei den Kleinrussen Weidensonntag, in Frankreich, Spanien und Portugal Zweigsonntag, bei den übrigen Slaven und bei den Rumänen aber der blumige oder Blumensonntag genannt.

Einen kleinen Sonntag besitzen nur die Engländer in ihrem Low-Sunday, dem Sonntag nach Ostern, und einen jungen Sonntag blos die Serben, welche den ersten Sonntag nach dem Neumond als solchen bezeichnen und ihm ganz besondere Macht zuschreiben. Als großer Sonntag dagegen wird von den Slaven der Ostersonntag, von den Deutschen der erste Fastensonntag angesehen, „als man singet Invocavis me in den Vasten", und dem jungen Sonntag entspricht am Lechrain in Baiern der neue, in Böhmen der Monatssonntag, der erste Sonntag jedes Monats, der in Appenzell Mónetsdnntig heißt. In einigen Fällen werden indessen die Monatssonntage noch genauer bestimmt, indem man, z. B. in Böhmen, den ersten Sonntag des November den Allerseelen-Sonntag und den ersten des Mai kurzweg den Maisonntag nennt. [2732]

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels Seite 40.

„Schatten."

Räthsel.

Es sprudelt B—, und H— ist spitzig,
Doch D— ist spitz, und Z— ist hitzig.

[2743] **E. S.**

Correspondenz.

E. F. O. (Württemberg.) Auf dem jüngst gebrachten Bilde „Kaiser und Könige Europa's" (wohlverstanden! die Ueber- resp. Unterschrift lautete nicht: **Die** Kaiser und Könige Europa's!) fehlten einige Souveraine, deren Portraits selbstverständlich sämmtlich noch erscheinen werden. Dasjenige S. M. des Königs von Württemberg ließen wir fehlen, weil dasselbe **gleichzeitig mit dem der Königin** in der nächsten Nummer erscheinen soll und erscheinen wird. Also ein „Versehen" liegt keineswegs zu Grunde. Wie könnten wir vergessen einen der ältesten und edelsten deutschen Stämme, der, reich an großen Traditionen, auch heute noch alle Tugenden des deutschen Charakters repräsentirt und für den wir die vollste Sympathie hegen; wie könnten wir Württemberg, diesen herrlichen Garten Deutschlands, die Geburtsstätte unserer größten Denker und Dichter, für das wir den wärmsten Herzschlag haben, übersehen?! Und gar jetzt, da die tapferen Söhne Ihres Landes mit den unsrigen die Gefahren, Entbehrungen wie den Ruhm auf allen Schlachtfeldern theilen! Sie müssen uns — verzeihen Sie unseren Unwillen — nicht eine solche Lässigkeit zumuthen! Wie gesagt, die nächste belletristische Nummer wird das Bild des Württembergischen Königspaars und somit den klarsten Beweis bringen, wie unbegründet Ihre Beschwerde war.

E. und **L.** in **Teplitz.** Wir brachten Bordüren in Häkelarbeit mit den Abbildungen 61 und 62 auf Seite 62, Abb. 77 und 80 auf S. 126, mit Abb. 38 auf S. 272 des Bazar 1870 und mit Abb. 7 auf S. 22 dieses Jahrg. Geschmackvolle Umhänge finden Sie auf Seite 12 dieses Jahrg., Abbildung 121 und auf Seite 389 des Bazar 1870, Abb. 83 und 85.

H. L. in **N.-Galizien.** Wir empfehlen Ihnen einen der vielen Mäntel auf Seite 318 und 319, Bazar 1870.

G. G. in **Gg.** Vielleicht wählen Sie einen der von uns auf Seite 11 dieses Jahrg. gebrachten Ballanzüge.

J. K. Die Ausführung der Filetarbeit finden Sie bereits auf Seite 49 und 50 d. J.

Eine Abonnentin M. S. in **Zürich.** Was Sie wünschen, haben wir schon gebracht, auf Seite 25 dieses Jahrg., Abb. 33.

P. H. in **B.** Richten Sie die Kleider nach einem der von uns auf Seite 11 dieses Jahrg. gegebenen Ballanzüge her.

B. N. Landstraße. Kittel mit Schnitt für Knaben finden Sie auf Seite 8 dieses Jahrg., Abbildungen 70 und 71. Sie können diese Schnitte je nach Erforderniß vergrößern oder verkleinern.

E. U. S. in **Böhmen** und **A. E.** in **D.** Ihre Wünsche sollen so bald als möglich Berücksichtigung finden.

Emma in Ungarn. Nächstens!

Warme Verehrerin des Bazar. Ja.

Plato. Wir werden Ihre Wünsche bei Gelegenheit berücksichtigen.

V. A. Eb. Sie erhalten point-lace-Band in der Handlung von Kühl und Roesicke, Berlin, Leipzigerstr. 57. Man hat dies Band in Weiß sowohl als Schwarz; letzteres jedoch nur in Seide.

Gremiller. Einfache, hübsche Haarfrisuren für junge Mädchen finden Sie auf Seite 41, Abb. 1—6 dieses Jahrg.

Ein junges Mädchen in Wien. Runde, gesteppte Atlaspelerinen, mit Angorafranzen garnirt, sind noch modern.

M. H. in **W.** Zur Verzierung des erwähnten Gegenstandes dürften kl[illegible] Lambrequins das Geeignetste sein. Sie finden solche auf Seite [illegible] Bazar 1870, Abb. 42 und 43.

Emilie in **F.** Von dem Gebrauche der Soda als Haarwaschmittel mü[illegible] wir entschieden abrathen. Das mildeste, einfachste und empfehle[illegible] werthefte Mittel zum Waschen der Haare ist Eigelb. — [illegible] Anwendungsweise des Calciumsulfhydrats haben wir wiederholt [illegible] schrieben; das Mittel wird messerrückendick auf die Hautstelle aufgetra[illegible] und nach 15—20 Minuten mittelst eines nassen Schwammes entfe[illegible] — Kornbranntwein ist dem Teint nur zuträglich, dagegen [illegible] Waschen mit unverdünnter Eau de Cologne nicht räthlich, weil diese[illegible] sehr starken, das Hautfett auflösenden Spiritus enthält und Veranlas[illegible] zum Aufspringen der Haut gibt.

J. v. G. in **G.** Das beste Mittel, rothe Hände weich und weiß [illegible] machen, ist die von uns öfter beschriebene Anwendung des Tischler[illegible] mes, die man am besten im Frühling oder Sommer vornimmt. Rü[illegible] die Röthung von Frost her, so reiben Sie vor dem Schlafengehen [illegible] Hände mit einer Lösung von 1 Theil Tannin (Gerbsäure) in 3 bi[illegible] Theilen Glycerin ein.

A. v. S. in **C.** Recepte über das Färben von Glacéhandschuhen find[illegible] Sie angegeben in dem Buche von Wilhelmine Buchholz: „Wasser [illegible] Seife", Hamburg bei E. Richter erschienen (Seite 564—575).

Molly. Milchglas reinigt man genau so wie gewöhnliches Glas, d[illegible] je nach Art des Gegenstandes entweder mit in Wasser gelöster Soda o[illegible] durch Putzen.

Abonnentin F. Die Zusammensetzung der Pasta Pompadour 2c. ist [illegible] nicht bekannt, wenn Sie uns die angeführten Geheimmittel zusend[illegible] wollen wir sie einer Untersuchung unterwerfen lassen und das Resul[illegible] zu Ihrem Nutzen und dem unserer Leserinnen veröffentlichen.

Leopoldine in **N.** in **Ungarn.** Das Popp'sche Anatheriumundwasser [illegible] ein nichts weniger als außergewöhnlich zusammengesetztes Mittel, [illegible] stehend aus einem spirituösen Auszug von Sandelholz, Myrrhen, Gua[illegible] holz, Gewürznelken und Zimmet. Sein Harzgehalt macht es als Mu[illegible] wasser wenig empfehlenswerth. Benützen Sie als Zahnpulver [illegible] Mischung aus präparirter Kreide und medicinischer Seife, parfümirt [illegible] Pfefferminzöl, und bestreichen Sie das aufgelockerte Zahnfleisch von Z[illegible] zu Zeit mit einer Lösung von essigsaurer Thonerde (aus der Apothe[illegible]

A. B. C. Beide genannten Mittel zum Braunfärben der Haare färben [illegible] Haar nicht echt, d. h. die Farbe liegt nur locker auf den Haaren, de[illegible] muß das Färben so oft wiederholt werden, als es nöthig erscheint, [illegible] mechanisch durch Kämmen 2c. entfernten Farbstoff wieder zu ersetzen.

Abonnentin in **Thorn.** Rothweinflecke aus weißem Alpaccas[illegible] fortzuschaffen, tränken Sie die Flecke zart mit einer Lösung [illegible] Antichlor (antischwefligsaurem Natron, aus der Apotheke); streuen de[illegible] etwas gepulverte Weinsteinsäure darauf und verreiben. Sobald [illegible] Flecke verschwunden, waschen Sie mit reinem Wasser nach.

M. G. in **Gl.** Schicken Sie die Chine-Chilla Pelzgarnitur in eine chemi[illegible] Reinigungsanstalt (z. B. Judlin in Berlin); der Stoff ist zu zart, [illegible] daß wir Ihnen rathen könnten, Experimente mit demselben anzustel[illegible] — Roßhaarstoff für Möbel erhalten Sie bei Hermann Gerson in Ber[illegible]

A. Sch. in **Bbg.** Wenden Sie sich direct an den Vorstand des Victori[illegible] bazar, Berlin, Leipzigerstr.

M. L. in **St.** Ueber Porzellanmalerei finden Sie Belehrung in d[illegible] Werke: „Die Technik des Colorirens und Decorirens am Porzell[illegible] Glas 2c." von Karl Strele. Weimar, Voigt 1869.

Die Dankbare. Zum Wegbeizen eines in den Augenbrauen befindli[illegible] Wärzchens rathen wir Ihnen tägliches Touchiren desselben mit Hö[illegible] stein, Sie entgehen dadurch der Gefahr, durch Anwendung eines flüssigen [illegible] mittels (Chromsäure, Salpetersäure) möglicherweise das Auge zu verleze[illegible]

Langjährige Abonnentin in **K.** Käfersammlungen schützt man [illegible] dem Verschimmeln zunächst durch möglichst trocknen Aufbewahrun[illegible] ort derselben, dann durch zeitweises Eingießen einer geringen Quanti[illegible] von einer Lösung von Kampfer in Benzin in die — gut zu verschließ[illegible] den — Glaskästen. Käfer und Schmetterlinge 2c. verkauft das Na[illegible] historische Cabinet von Keitel in Berlin, Nikolaikirchstraße. — G[illegible] Gartenbücher: Wredow, Gartenfreund, ferner das auch in einzel[illegible] Abtheilungen verkäufliche große Werk von Wörmann „der Gart[illegible] ingenieur", Berlin, bei E. Schotte.

R. B. in **Bologna.** Das Calciumsulfhydrat muß, wenn es wirken i[illegible] frisch bereitet sein.

N. G. 1869. Massive Bronzegegenstände lassen sich durch Pu[illegible] mit Schlemmkreide und Salmiakgeist und nachheriges Abreiben [illegible] trockner Kreide reinigen. Blind gewordene oder angelaufene bronz[illegible] Holzrahmen lassen sich nur durch Aufbronziren wieder bl[illegible] machen. — Fliegenschmutz bringt man durch Abreiben mit sehr [illegible] dünntem Salmiakgeist oder einer Boraxlösung fort.

Eine Blondine. Versuchen Sie, ob Sie das Mittel, es ist verdünn[illegible] Wasserstoffsuperoxyd, in einer Apotheke billiger erhalten.

T. St. in **P.** Phosphorsaurer Kalk ist kein Magen-Mittel, sondern [illegible] nur zur Unterstützung der Knochenbildung verordnet. Die Gebrau[illegible] menge hängt von dem Zustande des Patienten ab und muß daher [illegible] dem Arzte bestimmt werden.

Kritische Correspondenz. Georg Büchmann's, unseres [illegible] ehrten Mitarbeiters „Geflügelte Worte" sind nunmehr in sechster [illegible] gearbeiter und vermehrter Auflage erschienen. Etwas zu Gunsten di[illegible] Werkes zu sagen, ist nicht mehr nöthig; Jedermann kennt es, und wer [illegible] noch nicht besitzt, kaufe es ..... Ebenso machen wir unsere Leserinnen [illegible] Leser auf die dritte, prächtig ausgestattete Ausgabe von „Marge[illegible] Nore's Tagebuch. Deutsch von A. Bacmeister" (siehe Bazar 1869, S[illegible] 257) aufmerksam. Ja, das Publicum ist gerecht. Gute Bücher haben ein [illegible] Geschick. — **E. Kl.** (Coin les Cuvry.) Für den Inhalt des Feldpostbri[illegible] vorläufig freundlichen Dank. Ueber Verwendung Näheres, wenn wir [illegible] wieder auf heimathlichem Boden begrüßen. — **A. Z. 100** versetzt uns [illegible] die Tropen. Eine braungelockte „Heidin", welche in goldgestickten Kleid[illegible] wandelt und einen weißen Marmorpalast besitzt, stirbt an Schwärmerei [illegible] einen gewissen Piedro, während „liebesberauscht der flüchtige Kuß b[illegible] schillernder Kolibri's die träumenden Pflanzen trifft" ... O mein Fräul[illegible] man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. — **Milwaukee.** Wir bi[illegible] um Einsendung. — **W. Gn. Aschaffenburg.** Näheres über den Erwä[illegible] ten ist uns nicht bekannt. — **v. L. Tessen.** Besten Dank für die N[illegible] Wir haben in der Corr. davon Gebrauch gemacht. — **H. H.** und **mehre[illegible] anderen Dichtern:** Sie hören es pochen am Fenster — Und sehn [illegible] winkende Hand — Der todte Heine steht draußen — Und ruft Quos e[illegible] — **Zwanzig** Abonnentinnen in **Elberfeld.** Da müssen wir ja schleun[illegible] dafür sorgen! Sie sollen Ihren Wunsch womöglich schon in der nächsten b[illegible] tristischen Nummer erfüllt sehen. — **H. L.** in **Ham.** Nicht ohne Tal[illegible] aber ohne Kunst. — **M. Pl. (Niederbaiern).** Für eine Frauenzeitu[illegible] — **T. S.** „Erinnerung ist das schönste Blatt — im Album unseres Lebe[illegible] Ach, das ganze Album besteht nur aus Erinnerungen. — **Adele.** Marm[illegible] bleiche Stirn, fahles Mondlicht, weiße Lilien, und das Alles mit so bl[illegible] Dinte — das ist zuviel! — **M. H. 30.** Zur Beethovenfeier: „Dir sin[illegible] heute Viele — In lautem Jubelchor — Hoch steigt die Dankeshymne [illegible] Zu Gottes Thron empor." Nimm's ihnen nicht übel, wird Gott zu B[illegible] hoven sagen, 's ist gut gemeint. — **L. N.** in **M.** Wir fürchten, daß [illegible] nicht allgemeiner Wunsch sei. — **Abonnentin.** Das Porträt S. M. des Kö[illegible] von Württemberg haben wir uns für einen besonderen Artikel vorbehalten. **D. L.** in **D.** Eine wahre Engelsseele spricht aus Ihren Versen, aber die Fl[illegible] des Pegasus und Engelsflügel sind zweierlei. — **Clara B.** Ob die Geb[illegible] kein Frevel an der Menschheit? Mehr Vergehen, als Verbrechen. — Sir[illegible] Wir erinnern uns nicht mehr; was sang denn diese Sirene? — **N. [illegible] Hannover.** Das können wir nicht. — **Toni H. (Rußland).** Die W[illegible] von Berlepsch. — **Alfredine.** Senden Sie die Novelle, aber — in [illegible] dactionssachen hört die Galanterie auf. — **D. M.** „Nachdem ich ein[illegible] Gedichte gemacht, wurde mir sofort von mehreren Seiten gesagt, daß [illegible] dichterisches Talent besäße." Von einigen Seiten wird das Gegentheil [illegible] hauptet, auch wenn Sie mehrere Gedichte gemacht hätten. — **Sterns[illegible]** in **H.** Stuttgart. — **Schlesische Bürgersfrau.** Ihren Patriotismus [illegible] Ehren, aber ein guter Patriot kann immer noch ein schlechter Dichter [illegible] — **Lesekränzchen** in **T.** Sieben siebenzehnjährigen Fräulein passende Le[illegible] zu empfehlen? Nein, das thun wir nicht, und wenn wir siebenzig J[illegible] alt würden. — **Adelheid.** Jedes Conversationslexikon gibt Ihnen [illegible] Beide Auskunft. — **Hausfrau.** Christiane Vulpius. — **O.** und **A. v.** [illegible] Und warum denn von L. In diesem Fall glauben wir es ja doch [illegible] und wenn in der That von L., dann diese Scene lieber von Herzen, [illegible] von v. L. — **Neusander** behauptet, daß Schmerz dichten macht; ja, [illegible] auch vice versa. — **S. M.** in **Szt.** Sie stellen so große, allerdings [illegible] rechte Anforderungen an die gewünschten Werke, daß wir Ihnen von [illegible] wenigen vorhandenen keins zu empfehlen wagen. — **Emma Regina.** [illegible] kleinste scheint uns das gelungenste. Talent verrathen alle. — **Oberlange[illegible]** Wenn man überhaupt zum Versemachen rathen darf, möchten wir e[illegible] diesem Falle. Denn die Begabung ist da. — **Ophelia M.** Senden [illegible] uns die erwähnten Manuscripte zur Einsicht. — **T. v. d. H.** in **K.** [illegible] durch das Auge an Ausdruck und Glanz gewinnt? Durch Seele, gu[illegible] Frau. — Mit Dank abgelehnt: **Th. S. (Wien); A. B.; B. v. J.** i[illegible] — **Margarethe W.** in **Hamburg** (bitte, keine poste restante Sendu[illegible] verlangen!); **N. N. (München); Oscar; Th. A.** in **B.; F. v. A.** [illegible] **Adolf; Erich T.; J. F.** in **Sdr.; A. F.** im **Harz; C. W. G.** [illegible] **A. C. A. N.; Weihnachtsfreude (Dresden); A. C. L. Wien; [illegible] Hdl.; Erline W.; Ali; Jos. H.** in **P.; A. v. M.; Hedwig; E.** in **H.; Erefeld; Hugo J.; V. M.** in **Worms** (d. Ged. enthält sehr [illegible] Hübsche!); **A. N. Berlin; J. S. Luxemburg.**

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.